

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1957

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1957

8. Jahrgang

Fünftes Heft – September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieheren an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Herbst im Jagsttal

Aufnahme: Dieter Geißler

INHALT

Der Ehne

Von Wendelin Ulberzwerch 161

Die Loths auf der Papiermühle zu Niederwangen

Von Lore Sporhan-Krempel 162

Das Geißentäle

Von Hans Schwenkel + 165

Ein Dorf und sein Berg. Der Albort Feldstetten und Nattenbuch

Von Angelika Bischoff-Luitblen . . . 170

Weinlese

Gedicht von Georg Schwarz 175

Plädoyer für Lützenhardt

Von Gerhard Sonnenberg 176

Die geschichtlichen Volksfesttage vor 100 Jahren

Von Walter Weber 181

Martin Elsässer +

Von Rudolf Lempp 184

Morgengrauen

Von Hans Reybing 185

Schwäbische Reisende in England

Von Karla Johns 188

Fremdenverkehr im Allgäu

Von Hans Schwenkel + 191

„Sein Werk gehört der ganzen Welt.“ Zu dem Gedenkbuch für Paul Bonatz

Von Walter Weber 192

Buchbesprechungen 193

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 194

Der Ehne

Von Wendelin Überzwerch

An einem unwirtlichen Tag schritt ich die Heimlinger Steige hinauf. Ach, wie klopfte mir das Herz: nach langen Jahren ging ich die Wege der Kindheit, und lind rührte mich die rauhe Luft hier oben an, weil sie getränkt war von tausend Erinnerungen. Drei und vier Jahrzehnte schrumpften mir zusammen und mein Leben schien in freundlicher Schwingung in den Anfang zurückzumünden.

Schon waren die ersten Häuser von Heimlingen zu sehen und ein Ruch frischgebackenen Brotes wurde mir zugeweht. Plötzlich trat aus einem Seitenweg ein alter Mann auf mich zu. Großgewachsen, mit grauen Bartstopfeln im hageren Gesicht, in altfränkischen Kniehosen und der blauen Bluse der Albbauern. Ich freute mich, daß sich die alte schöne Tracht doch noch erhalten hatte; schon in meiner Kindheit, so glaubte ich mich zu erinnern, war die Kniehose mit den schafwollenen Strümpfen nicht mehr sehr häufig zu sehen gewesen.

„Grüß Gott!“ sagte ich, denn man grüßt sich da oben, ob man sich kennt oder nicht. Der Alte rückte etwas an seinem Schlapphut und schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel. Vielleicht war’s ein Gegengruß, was er murmelte.

„Ihr geht auch nach Heimlingen?“ fragte ich. Der Alte nickte. Ich weiß nicht, warum mir das Wort zu einem Gespräch nicht so recht kommen wollte. „Hier oben hat’s auch mehr Steine als Ackerland“, sagte ich schließlich. Das war keine großartige Bemerkung, das wissen die Bauern selber und sie werden mürrisch, wenn die Städter in bäuerlichen Dingen mitreden wollen. Zudem: hatte ihr Fleiß nicht doch den Steinen das Korn abgeluchst, gab’s nicht sogar Bauern, die ihre Töchter stattlich aussteuern konnten, die in der Kirchweih’ die Taler springen ließen, die die Söhne, wenn sie dienten und auf Urlaub kamen,

nacheinander durch die drei Heimlinger Wirtschaften schleiften?! Ich schwieg denn auch eine Weile beschämt, als mein Begleiter mich keiner Antwort würdigte.

„Woher seid Ihr denn?“ fragte er nach langer Pause dagegen. Seine Stimme erschreckte mich fast, so ungefüß brachen die Worte aus seinem Munde. Ich wußte: hier auf der Albhochfläche wird das rauheste Schwäbisch gesprochen, aber diese Worte des Alten polterten wie Urlaute.

„Vom Rheinland her“, erwiderte ich, „das Schicksal hat mich weit von der Heimat weg verschlagen.“

„Da seid Ihr schön dumm gewesen“, lachte mein Nachbar und es klang verdammt höhnisch.

„Ihr mögt recht haben, aber man kann sich’s halt im Leben nicht immer aussuchen“, wandte ich ein.

Der Alte grinste. Wir gingen wieder schweigend nebeneinander her. Einmal blieb er an einem Ackerstein stehen, besah einen Markstein, schüttelte den Kopf, brummelte etwas vor sich hin.

„Ich bin nie von Heimlingen gewesen“, gab er meiner Rede schließlich Widerpart, „nur allemal in der Stadt auf dem Markt und einmal drüben im Donautal, als der Herzog dort jagte.“

„Der Herzog?“ fragte ich. „Welcher Herzog?“

„Nun, unser Herzog, der württembergische Herzog.“ Er lachte gefährlich. „Mit seinen Weibern hat er gejagt, bei Tuttlingen droben, und wir Bauern mußten Treiber spielen, damit die hochherzöglichen Wildsäue – die Viecher mein’ ich – auch schön sauber durch unsere Äcker vor seine Muskete liefen.“

Mein Herzschlag stockte.

„Wer seid Ihr denn?“ stammelte ich.

„Der Adam Eppler, wenn Ihr’s so genau wissen wollt. Oder habt Ihr etwas dagegen?!“

Wir schwiegen. Mich jagten Schauer. Adam Eppler ...

So hieß mein Ehne in der vierten Geschlechterfolge vor mir. Adam Eppler, Bauer in Heimlingen, verehelicht mit Annegret, geborener Stäudlein, Bauerstochter vom Nachbardorf Magerstetten . . .

„Wie alt seid Ihr denn?“ Stockend brachte ich die Worte heraus.

Der Adam Eppler kniff die Augen. Das kannte ich. So hatte meine Großmutter dreingeschaut, wenn sie mich als Kind auf eine vorwitzige Frage angeschwiegen hatte. Der Alte hielt den Schritt an, nahm Schwamm und Zunder und steckte sich eine Pfeife an. Aus der Hose zog er sein riesiges Taschentuch, eine Handvoll Silbermünzen kam mit heraus.

„Da habt Ihr den Herzog ja!“ sagte er und zeigte mir ein Stück. Es war ein alter Gulden, der den lorbeerumrankten Kopf des Herzogs Karl Eugen von Württemberg trug. Das war nun freilich doch eine Antwort auf meine Frage. „Dann seid Ihr . . . dann seid Ihr . . . mein Ururehne“, stammelte ich.

„Sell kann schon sein“, meinte Adam Eppler trocken, mit der gebieterischen Ruhe des Bauern, der aus Steinäckern Wintergerste gezogen und zehn Kinder gezeugt hat.

Plötzlich blieb er stehen. Packte mich am Knopf meines Anzugs und musterte mich eindringlich.

„Komisch angezogen bist du“, sagte er mißbilligend. Rieb den Stoff zwischen den Fingern und ließ ihn verächtlich los. „Dreck!“ sagte er.

Der Nebel kroch dichter heran. Schwaden umzüngelten uns. Wir waren ganz nah am Dorfrand. Hunde kläfften, Brunnen plätscherten. „Ehne“, raffte ich mich zusammen, „Ehne, wieso lebt Ihr denn noch? Ihr seid doch schon lange gest –“.

„Gar nicht bin ich! Halt's Maul!“ schrie er mich an. Musterte mich wieder scharf.

„Also so ebbes wächst einem nach? Die Annegret hat immer hoch hinaus wollen.“

Sein Lachen gefiel mir nicht. Er blies mir die Tabakwolken ins Gesicht. „Ein Städtischer also. Soso.“

„Es sind auch noch Enkel von Euch oben geblieben, in Heimlingen.“ Ich sagte es wie zur Entschuldigung.

„Sell weiß ich selber“, raunzte er.

Nie hatte ich einst gewagt, mit meinem Vater ein freies Gespräch anzuspinnen, so tief saß der Respekt. Und der hielt mich auch jetzt beim Ehne gebannt – gesteigert durch die Scheu, die mich aus dieser unheimlichen Begegnung anwehte. Ich konnte ja nicht zweifeln: der Ururehne war's, er, Adam Eppler aus Heimlingen, er hatte sogar den merkwürdigen Knick am Nasensattel, der bei mir auffällt.

Ich sah den Altbauern an meiner Seite an, und auf einmal durchpulste mich stürmisch eine warme Welle der Zuneigung zu diesem derben alten Mann, der meinen Urgroßvater und durch ihn meinen Ehne, meinen Vater und mich gezeugt und der nun neben mir einherschritt: ein Stück dieser geliebten kargen Erde, dieser heimatlichen Landschaft . . .

Ich streckte ihm aufwallend die Hände entgegen – aber gerade in diesem Augenblick wandte er sich ab und verschwand hinter ein paar gespenstisch hohen Hecken am Dorfrand.

„Ehne“, rief ich, „Ehne, halt, ich komm' mit!“

Ein Lachen, ein gutmütiges unversehens, flatterte aus den Nebeln auf, die über die Weiden und Äcker dampften.

Ich stürzte ihm nach. Fand ihn nicht mehr. Ich irrte eine Stunde im Nebel umher und stand dann an der alten Stelle. Es dämmerte schon stark. Das weiße Gestein sprengte in dicken Brocken die bröselige Krume, die Wacholderbüsche spukten und der Wind pfiff.

Die Loths auf der Papiermühle zu Niederwangen

Von Lore Sporhan-Krempel

In der Gemeinde zu Niederwangen bei Wangen im Allgäu steht noch heute in der Nähe des alten Argemühlkanals ein stattliches Bauernhaus, das die Bezeichnung „Lottenmühle“ trägt. Vielleicht hat sich mancher, der das las, schon besonnen, woher dieser Name kommt und was er bedeutet. Und vielleicht hat ihm dann ein ganz alter Wangener oder Niederwanger noch berichten können, daß hier einmal eine Papiermühle in Betrieb war, welche fast zwei-

hundert Jahre lang im Besitz der angesehenen Familie Loth – später auch Lott geschrieben – gewesen ist.

Wer mehr über diese alte Papiermühle wissen will, muß ins Stadtarchiv nach Wangen gehen. Dort liegen wohlgeordnet in Schachteln die Urkunden auf Pergament und Papier, in den Regalen stehen die Steuerbücher und Ratsprotokolle, die Rechnungen der Säckelmeisterei, die Gerichtsprotokolle und Kauf-



Der Papierer Franz Anton Loth zu Niederwangen
Aufnahmen Dieter Brinzer



Maria Viktoria Loth, geb. Nigg, die Ehefrau des Franz Anton Loth

bücher, in denen allen man viel Interessantes über die einstige Papiermühle finden kann.

Man sagt nicht zuviel mit der Behauptung, daß die Geschichte der Papiermühle zu Niederwangen von der Gründung des Papierwerks an bis zu Ende des Dreißigjährigen Krieges ziemlich stürmisch verlaufen ist. Die Papiermeister steckten häufig in Schulden und schlugen sich mit ihren Gläubigern herum; zahlreiche kostspielige Reparaturen legten das Werk oft wochenlang still und während der langen Kriegszeit starben zwei der Papierer an der Pest.

Im Jahre 1647 übernahm Hans Staiger die Pacht der Papiermühle, deren Eigentümer er drei Jahre später wurde. Mit seinem Schwiegersohn Philipp Anton Loth, Papierergeselle von Zell am Harmersbach, der 1665 die jungverwitwete Tochter Staigers, Barbara, heiratete, begann die stetig aufwärts führende Entwicklung der Papiermühle zu Niederwangen.

Philipp Loth wurde der Stammvater einer in Wangen bald hochangesehenen Familie. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Handwerker, sondern auch ein guter Kaufmann.

Über die Vermögensverhältnisse Philipp Loths geben die städtischen Steuerveranlagungen vom letzten Drittel des 17. Jahrhunderts einen recht interessanten Aufschluß. Im Jahr 1678 versteuerte er fast 8000 Gulden an Vermögen, wobei die Papiermühle mit 3000 Gulden und der Wert von Waren, Lumpen und Papier mit 1000 Gulden angesetzt war. Elf Jahre später versteuerte er rund 11 000 Gulden und war Eigentümer des in der Nähe seiner Papiermühle gelegenen Gutes „zum Bechem“. Diese Vermögenszunahme ist erstaunlich in einer krisenhaften Zeit und zeugt von Philipp Loths Geschick und Tüchtigkeit.

Die Stadt Wangen, einst blühend und wohlhabend, war durch die Lasten und Beschwerden im Dreißigjährigen Krieg arm geworden und erholte sich nur langsam. Auch blieb keine Ruhe zu einer vollständigen wirtschaftlichen Gesundung, denn durch die Kriege Ludwigs XIV. von Frankreich entstanden bald wieder neue Lasten, Sorgen, Einquartierungen, Abgaben. Dazuhin erschütterten schwere wirtschaftliche Krisen das innere Leben der Stadt. Die Bürgerschaft verlangte in weiterem Maß als bisher am

städtischen Regiment teilzunehmen und war der Meinung, die Steuer- und Kriegslasten seien ungleich verteilt. Das wurde der Obrigkeit laut vorgeworfen und es kam immer wieder zu offenem Aufbruch in der Bürgerschaft. So auch in den Jahren 1692 und 1693. Erst durch die Vermittlung des Bischofs von Konstanz wurde der Frieden wieder hergestellt.

Philipp Loth, der mehr als die andern Niederwanger Papierer vor und nach ihm am bürgerlichen Leben der Stadt teilnahm, hatte in diesen Kämpfen ebenfalls Partei ergriffen und sich als Anhänger der Bürgerschaft bewiesen. Auf Ersuchen der bürgerlichen Anführer hatte er teils Geld vorgestreckt, teils auf sein Risiko Kredit aufgenommen. Der Bürgerstreit endete mit einem Vergleich, der die Wünsche der Bürgerschaft in vielem berücksichtigte. Nun wurde auch Loth für seine Hilfe belohnt, indem ihm ermöglicht wurde, ein Haus in der Stadt zu günstigen Bedingungen zu erwerben.

Auch weiterhin beteiligte sich Philipp Loth am Gemeindeleben. 1695 wurde er in den Rat gewählt; 1702 amtierte er als von Obrigkeit wegen verordneter Zunftmeister einer ehrsamten Zunft der Schuhmacher. Da ihn seine Ämter ziemlich stark beanspruchten, dürfte er die Sorge für das Papierwerk wohl schon im Jahr 1698 seinem Sohn Hans Jerg anlässlich dessen Verheiratung mit Maria Ursula Graf anvertraut haben. Er selbst wohnte wahrscheinlich von da an in seinem Stadthaus, wo er auch im Jahr 1710 starb.

Bis dahin hatten die Papierer zu Niederwangen als Papierzeichen in erster Linie den Adler mit einem W = Wangen im Herzschild geführt. Hans Jerg Loth wich von diesem Gebrauch ab. Er zeichnete seine zu Niederwangen gefertigten Papiere nur mit seinen Initialen und der Gegenmarke „Wangen“. Seine Nachfolger behielten diese Gewohnheit bei.

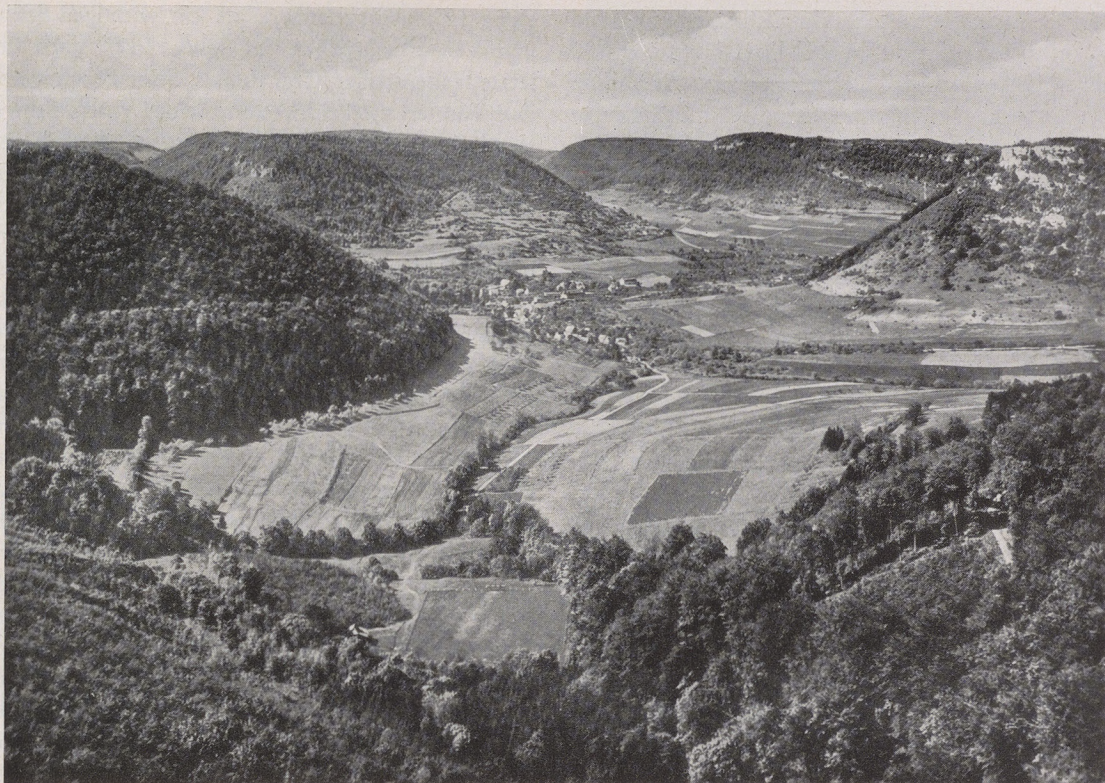
Vom Sohn Hans Jerg Loth's, Franz Anton und dessen Ehefrau Maria Viktoria Nigg aus Amtszell besitzt das Museum in Wangen je ein Ölbild. Den Maler kennt man nicht. Auf den Bildern präsentieren sich die Dargestellten gar stattlich; der Mann wirkt mehr heiter-verschmitzt, die Frau streng und energisch. Für die bürgerliche Stellung und die Selbsteinschätzung der Loths spricht schon die Tatsache, daß sie auf den Gedanken kamen, sich malen zu lassen.

Als Franz Antons Sohn gleichen Namens zum Senator, dann zum Amtmann und schließlich zum Bürgermeister von Wangen gewählt wurde (1798), hatten die Loth für manche ihrer Anliegen einen verständnisvollen Fürsprecher beim Rat. Man kann jedoch nach allen vorhandenen Zeugnissen nicht behaupten, daß Franz Anton parteiisch gewesen wäre. Er war der letzte reichsstädtische Bürgermeister Wangens und insofern genießt der Sohn aus der Niederwanger Papiermühle eine Bedeutung, die über das rein Lokale hinausgeht.

Des Herrn Senators Bruder, Johann Ernst Loth, war einige Jahre nach dem 1770 erfolgten Tod des Vaters Meister auf der Papiermühle geworden. Er verheiratete sich 1778 mit Maria Josefa Milz, einer Müllerstochter aus dem Bregenzischen. Diese, eine energische Frau, führte nach dem Tod ihres Mannes (1812) die Papiermühle – schon längst nun nach der Zeitmode als „Papierfabrik“ bezeichnet – noch ein volles Dutzend Jahre weiter. Zu ihrer Zeit arbeitete man in Niederwangen mit einer Bütte und zwei Arbeitern und stellte außer Schreib- und Packpapier auch Landkarten-, Tapeten- und Kupferdruckpapier her.

Erst 1824 verkaufte Maria Josefa ihrem nun 42 Jahre alten Sohn Georg Anton das Papierwerk um 7000 Gulden.

Dieser letzte Loth hatte vier Töchter, jedoch keinen Sohn. Nach dem Tod des Vaters betrieben die Mädchen das Papierwerk weiter, was ihnen zunächst auch recht gut gelang. Dann aber wurde das Wehr durch Hochwasser schwer beschädigt. Zum Wiederaufbau benötigten sie eine große Summe. Sie mußten Geld aufnehmen und es scheint, daß sie die Zinszahlung und die Rückerstattung des Kapitals nicht leisten konnten. Daher verkauften sie im Sommer 1857 die Papiermühle mit allen Zugehörden um 12 400 Gulden an die Fabrikanten Widmer und Blattmann aus Schaffhausen. Diese sind die Begründer der Baumwollspinnerei zu Wangen. Es ist sicher, daß sie das Lothsche Werk nicht mehr als Papierfabrik weitertrieben, sondern dies Anwesen wohl erkaufte, um sich das Wasserrecht zu sichern. Das Fabrikgebäude wurde 1858 aus dem Steuerkataster gestrichen und 1867 ganz abgebrochen. Nur der Name „Lottenmühle“ erinnert heute noch an die alte Papiermühle zu Niederwangen und ihre einstigen Besitzer.



Das Geißentäle mit Ditzenbach, abwärts gesehen

Das Geißentäle

Von Hans Schwenkel +

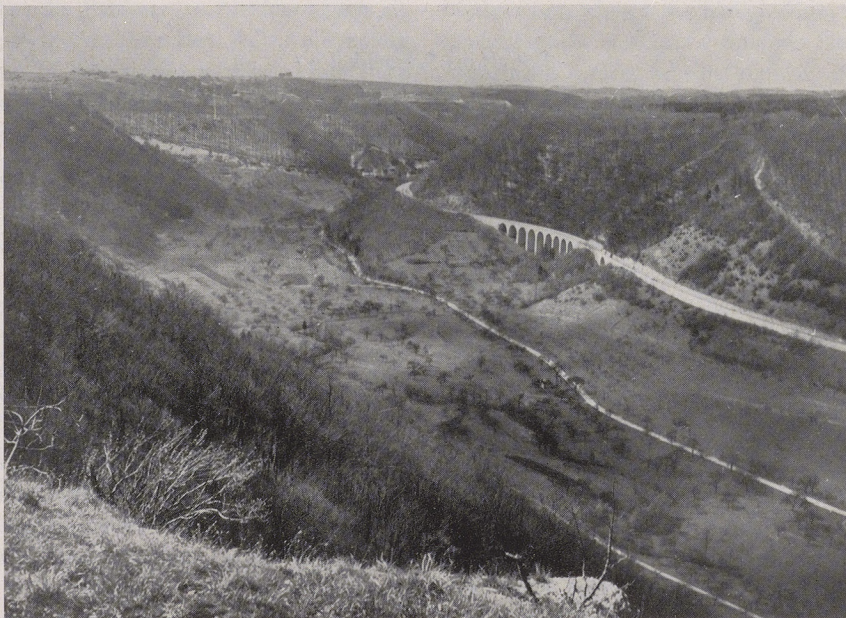
Das obere Filstal von Geislingen an aufwärts heißt bekanntlich das Geißentäle. Der Name ist fraglos darauf zurückzuführen, daß es in diesem Tal viele Geißen gab und viele arme Leute, die nur Geißen halten konnten, so daß man in manchen Orten einen Geißenhirten anstellen mußte. Die Geißen wurden dann in einer geschlossenen Herde die mageren Hänge hinaufgetrieben, wo sie die Gebüsch abknabberten, oder auch in den Wald, der vor 200 Jahren noch vielfach Mittelwald oder auch lockerer Parkwald war. Im Geißentäle gab es noch vor 150 Jahren 600 Ziegen, in Wiesensteig allein 180. Und heute kündigt fast nur der Name Geißentäle noch von der einstigen Bedeutung der „Kuh des armen Mannes“. Erkundigt man sich in Ditzenbach, dem Kur- und Badeort, nach den überlieferungsmäßig zu erwartenden Ziegen, so erhält man zur Antwort: „Hier gibt

es schon länger keine Geißen mehr, in Gosbach und Wiesensteig soll es noch geben“. Da und dort stehen noch einige Häuser aus der Geißenzeit, einstockig, bescheiden, mit der Türe in den Geißenstall. Fragt man danach, was denn heute mit den alten Ställen angefangen werde, so erhält man die etwas spitze Antwort: „Man baut sie um in Fremdenzimmer und steckt Kurgäste hinein.“ Die Fremden sind an die Stelle der Geißen getreten, und sie bringen offenbar mehr ein, in Ditzenbach, Überkingen und Wiesensteig. Man sieht neue Häuser, gepflegte Gasthäuser, und es gibt viele private Fremdenzimmer. Denn anziehend wirken die kohlenensäurehaltigen Quellen in Überkingen und Ditzenbach, die schöne, urtümliche Landschaft und auch die freundliche, „nicht besonders streitsüchtige“ Bevölkerung, der das Glück nicht in den Schoß gefallen ist.

Aber die Kurgäste sind es nicht allein, die Wohlstand in dieses Tal gebracht haben. Einst hatte vor 150 Jahren Ditzenbach 48, Deggingen 165, Reichenbach 48, Gosbach 41 Gipsermeister, die im Sommer in Südwestdeutschland, der Schweiz und Ostfrankreich arbeiteten und sehr geschätzt waren. Im Winter arbeiteten sie an der Drehbank und stellten Spindeln her für die Leinweberei, die in Überkingen blühte. Die Weber arbeiteten hauptsächlich für das nahe Laichingen. An die Stelle der Handwerker ist heute vielfach die Industrie getreten, so daß die auswärtige Arbeit mehr und mehr zurückging. Man hat den Eindruck, daß heute im Geißentäle ein schöner Wohlstand herrscht.

Für Württemberg seltsam ist die Geschichte des oberen Filstales mit seiner einst rein katholischen Bevölkerung. Im 12. Jahrhundert tritt das gräfliche Haus Helfenstein mit seiner Burg über Geislingen in die Geschichte ein. Die Grafschaft Helfenstein war sehr ausgedehnt. Ungefähr das alte Oberamt Geislingen gehörte dazu. Eine weitere helfensteinische Burg war die Hiltenburg bei Ditzenbach, von der noch stattliche Reste heute zeugen. Im Jahr 1396 ging ein beträchtlicher Teil der Grafschaft mit Geislingen, der Feste Helfenstein und 27 Dörfern, Weilern und Höfen an die Reichsstadt Ulm durch Kauf über. Bei der Grafschaft blieben die Orte Wiesensteig, Mühlhausen, Gosbach, Ditzenbach, Reichenbach, Drackenstein, Hohenstadt, Westerheim und die Fe-

stung Hiltenburg, letztere als ein wichtiger Stütz- und Verwaltungspunkt. Im Jahre 1627 starb der letzte Helfensteiner, Graf Rudolf. Seine Erben waren drei Töchter, zwei Schwestern, seines Vaters Schwester und eine Nichte; also lauter Frauen, die teilweise mit auswärtigen hohen Herrn verheiratet waren. So kam ein Teil an Kurbayern, ein Teil an einen Fürstenberg, und es bestand 111 Jahre lang ein Kondominium Kurbayern-Fürstenberg. Im Jahr 1753 trat Wilhelm Ernst von Fürstenberg sein Drittel käuflich an Bayern ab. Nach der Rheinbund-Akte vom 12. Juli 1806 kam die Herrschaft Wiesensteig an Württemberg mit rund 7000 Seelen. So ist es zu erklären, daß die Herrschaft Wiesensteig katholisch blieb, während Altwürttemberg und das reichsstädtische Ulmer Gebiet zum Protestantismus übergegangen waren. Zwar hatte die Reformation auch in der Herrschaft Wiesensteig Eingang gefunden, aber Graf Ulrich von Helfenstein kehrte 1567 zur katholischen Kirche zurück, und damit auch alle seine Untertanen. Deggingen hatte vor 150 Jahren unter 1846 Einwohnern nur 5, Ditzenbach unter 558 nur 2, Gosbach unter 789 nur 1, Mühlhausen unter 476 nur 12, Reichenbach unter 639 nur 17 Protestanten. Aus der Geschichte ist es zu verstehen, daß Überkingen evangelisch geworden ist. Wiesensteig dagegen hatte vor 150 Jahren unter 1478 Einwohnern 35 Evangelische. Die bodenständigen Menschen sind aber im ganzen Geißental dieselben geblieben.

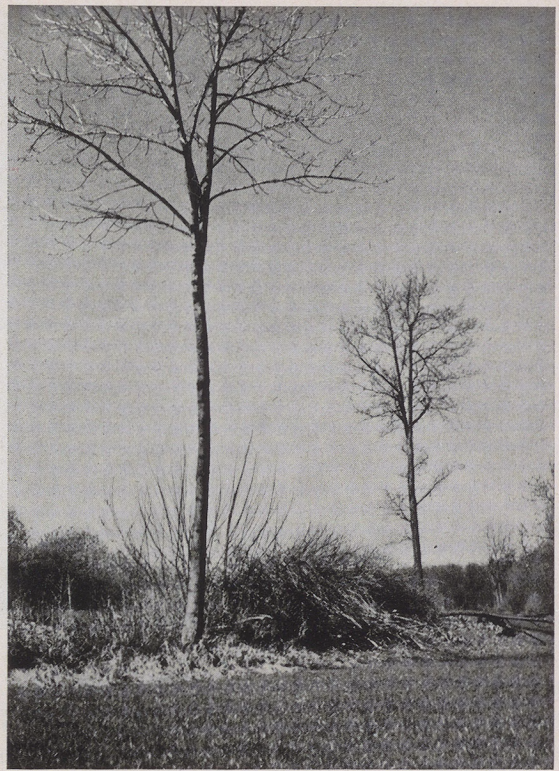


Die Abfahrtsstrecke der Autobahn am Drackensteiner Hang

Aber auch die *Landschaft* des Geißentals ist höchst merkwürdig und in vieler Hinsicht einmalig. Es fällt auf, daß die obere Fils mit dem Steilabfall der Alb gleichläuft, und daß bei Geislingen plötzlich eine Richtungsänderung eintritt. Es erscheint rätselhaft, daß die größeren linken Zuflüsse der oberen Fils in Tälern entspringen, die gleichsam aus dem Luftraum kommen und am Steilabfall der Alb in breiten Querschnitten beginnen, weiter, daß ihre Bäche gerade umgekehrt fließen wie die Fils ab Geislingen. Ebenso seltsam sind die Inselberge zwischen diesen Seitentälern, so der Michelsberg mit Oberböhringen, der sich nordwärts bis zum Burren erstreckt, der Fränkel, der ausgelappte Rücken vom Wasserberg bis zum Weigoldsberg zwischen Reichenbach und Unterböhringer Tal, sodann die Nordalb bis zum Fuchseck, die Hochalb von Bad Ditzenbach bis Auendorf, der Sielenwang und der Kornberg (wie der Fränkel in einer Talgabel gelegen).

Das breiteste dieser Täler ohne Oberlauf ist das Gruibinger Tal, darin die Autobahn verläuft. In allen anderen gekappten Tälern verlaufen Paßstraßen, die das Geißental mit Göppingen verbinden, so die Straße von Auendorf nach Gammelshausen, die von Reichenbach nach Schlatt, die von Unterböhringen nach Gingen. Wer die Augen aufmacht, oder wer auch nur die Karte genau betrachtet, der sieht, daß das Geißental auf der rechten (südlichen) Seite nur ganz kurze Täler, oft nur Talbuchten aufweist, deren längste das Drackensteiner Tal mit der Abfahrthälfte der Autobahn ist. Diese Talbuchten haben alle normale Talanfänge, im Gegensatz zu den linken Seitentälern, von denen nur einzelne kürzere einen normalen Anfang haben. Wer noch schärfer beobachtet, der wird sich über die Lage der vielen Quellen, über die mehr als seltsame Fortsetzung des oberen Filstales bis zur Pfulb über Gutenberg, sowie über die große Zahl von Bergstürzen im Geißental Gedanken machen und keine Erklärung finden.

Und doch lösen sich alle diese Fragen aus der Geschichte der Landschaft von der mittleren Tertiärzeit ab, die etwa 10 Millionen Jahre zurückliegt. Damals lag der Albrand noch vor den Toren von Stuttgart, das Filstal war noch nicht vorhanden und hoch über dem heutigen Filstal und über dem Geißental floß das Wasser in flachen Tälern über den Sattel bei Amstetten der Lone und damit der Donau zu. Die Gesteinstafel des Jura, welche die Alb aufbaut, war mit der Alpenfaltung hochgepreßt und schräggestellt worden, so daß sie Gefälle gegen die heutige Donau zu hatte. Daraus erklärt es sich, daß die Urlone (so wollen wir die obere Fils nennen) von links her län-



Rodung von Hecken auf der Alb bei Ditzenbach

gere Zuflüsse erhielt, die viel weiter von Nordwesten kamen als heute, während auf der Hochfläche der Alb rechts des Tales entsprechend dem Gefälle ein neues Flußnetz sich bildete, von dem heute infolge der Verkarstung (Aushöhlung und Zerklüftung des Kalkes) nur noch Trockentäler erhalten sind, die einem anderen Nebenfluß der Lone, der bei Amstetten einmündete, angehörten. So kommt es also von der leichten Kippung der Albtafel, daß die rechten Seitentäler des Geißentales schon von Anfang an so kurz angelegt worden sind. Der Sattel von Amstetten liegt 650 m ü. M. Seine frühere Höhe muß lange Zeit etwa die heutige gewesen sein, weil das Tal längst schon trocken ist. Man kann also leicht auf den Fluß und seine Höhenlage zurückschließen, als er noch donauaufwärts floß. Und zu diesem so rekonstruierten Urfluß paßt das oberste Talstück südöstlich Schopfloch ganz genau.

Und nun trat das bedeutsame Ereignis ein, dem wir die heutige Landschaft im Geißental verdanken. Vom Neckartal her entwickelte sich die heutige Fils rückschreitend auf einem um rund 250 m tieferen Niveau (Göppingen liegt heute rund 300 m ü. M.) und fiel der Urlone in die Flanke, zapfte sie an und leitete ihr Wasser nach dem tieferen Neckar um. Es mag



Typisches Beispiel einer
Industrieansiedlung
bei Gosbach
im Geißentale

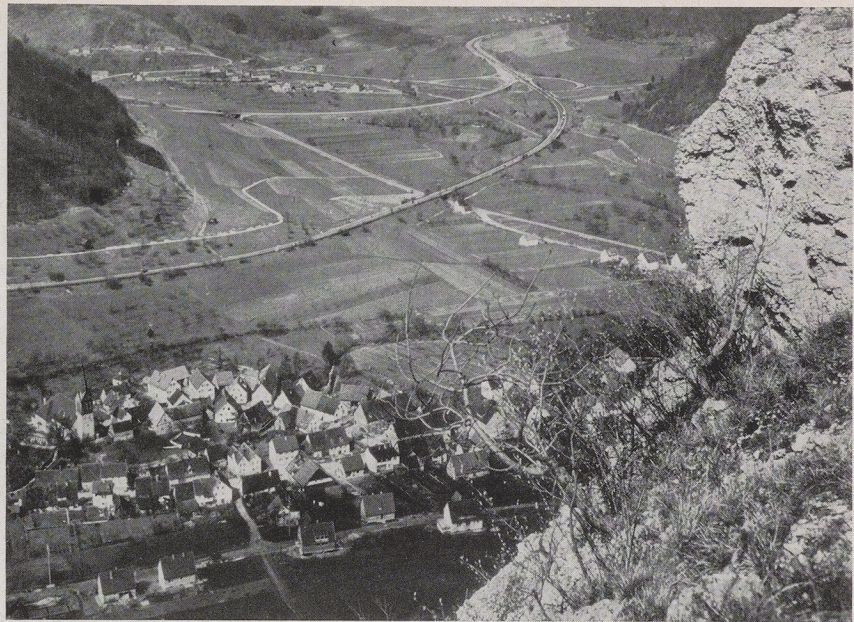
dabei am Anfang eine Stromschnelle mit Gefälle entstanden sein. Dies hatte zur Folge, daß sich das heutige Geißental rasch eintiefte. Die linken Nebenflüsse behielten dabei ihre Richtung „zur Donau“ bei, wurden aber ebenfalls vertieft. Somit wird es klar, warum ihre Wasser fast genau in umgekehrter Richtung fließen, wie die der Fils von Geislingen an abwärts. Neckar und untere Fils griffen aber mit ihren Nebenflüssen gleichzeitig auch den Albrand an, trugen das Gestein weg und schoben den Albrand zurück, so daß den linken Zuflüssen der Boden unter den Füßen weggezogen oder besser gesagt der Oberlauf weggeschnitten worden ist und zwischen Unterläufen als Reste der einstigen „Riedel“ die heutigen Inselberge stehengeblieben sind. Das ist das Geheimnis dieser rätselvollen, seltsam schönen Filslandschaft, die auf der ganzen Alb nicht ihresgleichen hat. Die rechtsseitigen Talnischen sind nur ausgetieft worden, weil das Niederschlagswasser der angrenzenden Hochfläche seinen Weg in die Tiefe durch den verkarsteten Weißjurakalk inzwischen gefunden hatte. Der undurchlässige Braune Jura mit seinen Tönen ist im Geißental fast bis Wiesensteig herauf angeschnitten; in den rechtsseitigen Talnischen steht er überall an, an den linksseitigen Talstumpen tritt er bis Gruibingen, 2 km Richtung Auendorf, im Dürrental, im Reichenbachtal und im Unterböhringer Tal bis hoch hinauf zutage, so daß sogar der Paß bei Gaiern westlich des Wasserbergs im Braunen Jura liegt. Die Karstwasser der Kalkberge kommen daher in klaren starken Quellen vielfach über dem wasserstauenden

oberen Braunjura an die Oberfläche und haben sehr große Kalkmengen in Form von Pflanzenkalken oder Kalktuff niedergeschlagen, der häufig gebrochen und als Baustein verwendet wird. Die Filsquelle ist eine echte Karstquelle.

Der Wasserhorizont hat aber noch andere Folgen. Die Tone des Braunen Jura werden breiartig und schmierig, so daß der auflagernde Weiße Jura auf ihnen leicht wie auf einem Schmiermittel in verschieden großen Schollen abrutscht. Tatsächlich sind die Braunjurahänge des Geißentals wie in keinem anderen Albital von Bergrutschmassen aus Weißjura bedeckt und als solche leicht zu erkennen. Viele dieser Bergstürze sind jahrtausendealt. Der jüngste und darum am leichtesten zu erkennen ist der unter der Hausener Wand. In der Nacht vom 2. auf 3. März 1805 stürzte der Untergrund von rund 35 Morgen (12 ha) zu Tal und staute die Fils auf. Die große Zahl der Bergstürze ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Auswaschung des Geißentals verhältnismäßig rasch erfolgte, so daß die Standfestigkeit der Hänge unterschritten wurde.

Zu diesen landschaftlichen Merkwürdigkeiten des Geißentales treten aber Erscheinungen, die auf die Eingriffe des Menschen und auf seine Wirtschaft zurückzuführen sind und die Reize der Landschaft erhöhen; denn wir haben es ja überall mit einer Wirtschafts- und Wohnlandschaft zu tun, darin der Urnatur nur wenig Raum bleibt. Vor der Besiedlung des Gebietes durch unsere Vorväter, die Alemannen, herrschte überall der Buchenwald in seinen verschie-

Das Geißentäle vom Tierstein gesehen, mit Gosbach und der Teilung der Autobahn in zwei Stränge



denen Ausbildungen, wenigstens an den Abhängen und auf der Hochfläche. Im Tal stand ein Auwald mit Erlen und Eschen. An den Südhängen lockerte sich der Buchenwald auf; Traubeneiche, Mehlsbeere, Vogelbeere, Hasel, Salweide, Weißdorn, Schlehe, wolliger Schneeball, Hartriegel, Liguster u. a. traten hinzu, eine Waldart, die R. Gradmann als Steppenheidewald bezeichnet hat. Auf Felsen und sehr mageren kalkreichen Böden stand die sonnenhungrige *Steppenheide* mit ihren bezeichnenden Gräsern, Stauden und Sträuchern (Küchenschelle, Felsenbirne, Felsmispel, Felsrose, Felslauch, weißer Mauerpfeffer, Schafschwingel, Blaugras u. a.). In den Schluchten traten zur Buche Ahorn, Ulme, Linde. Die Nadelhölzer fehlten. Nur der Wacholder konnte sich im Steppenheidewald behaupten.

In diese Urlandschaft drang der Mensch im Frühmittelalter ein. Die ältesten Siedlungen aus der Zeit der Landnahme sind Gruibingen, Deggingen, Überkingen, Böhringen, etwas später entstanden Mühlhausen und die Dörfer mit -bach, dann Wiesensteig und Auendorf (früher Ganslosen). Die Stadt Wiesensteig mit dem helfensteinischen Elefantenbrunnen ist eine Gründung der Grafen von Helfenstein. Außer den Siedlungen, den Wegen und späteren Straßen sind es vor allem Ackerbau und Weide, die an der Umwandlung der Urlandschaft in die heutige Wirtschaftslandschaft beteiligt sind. An die Stelle des Auwaldes im Tal traten die Wiesen, auf wenig erhöhten Talböden und an flacheren Hängen verdrängte der Ackerbau den Wald durch Rodung, während die

steileren Hänge mit Steppenheidewald an Südhängen beweidet wurden. In Schluchten und an Nordhängen behauptete sich vielfach der überlieferte Wald, der aber fast immer auch beweidet wurde. Der Wacholder breitete sich mit der Lichtung der Weidehänge und (oben auf der Alb) der Weidebuckel aus, desgleichen alle Sträucher, die unter dem Verbiß weniger litten als die Keimlinge der Laubbäume, die oft nur inmitten von Wacholderbüschen hochkommen konnten, wie Feldahorn, Eiche, Buche, Mehlsbeere, Vogelbeere, Trockenescie. Weidetiere waren Rinder, Ziegen, Schafe und Schweine. Von diesen allen fiel zuerst das Schwein, dann das Rind aus, weil man in der Mitte des letzten Jahrhunderts zur Stallfütterung übergang. Die Ziege ging, wie oben erwähnt, zurück und erscheint längst nicht mehr auf der Weide. Es blieb also nur das Schaf, das der Wolle wegen lange noch sehr wichtig war, an volkswirtschaftlicher Bedeutung aber mehr und mehr verloren hat. Die Abhänge mit Wacholder, Wildhecken und Einzelbäumen, die an den Hängen oft sehr hoch hinaufgreifen oder etwa nördlich Reichenbach ganze Berge bedecken, und die in ihrer malerisch-parkartigen Schönheit heute das Geißental noch beherrschen, sind alte Weidelandschaften, heute nur noch Schafweiden, wenn sie überhaupt noch beweidet werden.

Dazu kommt, daß viele Äcker der Alb an ihren Grenzen von Steinriegeln begleitet werden, wo aus dem flachgründigen Boden seit Jahrhunderten die Lesesteine abgeschüttet worden sind und auf denen sich prachttvolle Hecken und Gehölze der heimischen

Arten entwickelt haben. Ihnen begegnet man bald an den Talhängen, bald an der großartigsten Entwicklung auf der Hochfläche ganz besonders der schwer zugänglichen und abgelegenen isolierten Bergrücken nördlich des Geißentales. Welch ein Reichtum an Bildern ist da anzutreffen! Nirgends trifft man so schöne Wacholdertriften wie hier, nirgends die so reizvollen Übergänge in den Wald. Wer Augen hat zu sehen, muß zugeben, daß kein Schwarzwald und kein Keuperwald es mit der Schönheit und Vielfalt dieser Alblandschaften aufnehmen kann. Ja auch innerhalb der Alb selbst zeigen die Hochflächen noch unverfälschte Zustände von Heckenlandschaften, wie sie sonst kaum mehr erhalten sind. Unsere Wanderer wissen das längst, und nicht umsonst sind hier die ersten „Inseln der Ruhe“ ohne Kraftfahrzeug (am Samstag und Sonntag) geschaffen worden. Aber auch den Kurgästen des Tales in Überkingen, Ditzenbach und Wiesensteig sind diese Wildsträucher kein „Gestrüpp“ wie vielfach unsern Bauern, sondern die Eroberungsversuche der Natur auf schwach genutztem hageren Boden, verlorenes Gelände schließlich für den Laubwald zurückzugewinnen, und wäre es auch nur für den lichten parkartig lockeren Steppenheidewald. Wir treffen auch hier alle Übergänge. Der Schäfer ist ja im Tal nicht mehr sehr beliebt.

Aber all diese Schönheit und Eigenart der Alblandschaft war noch nie so sehr in Gefahr wie heute. Schuld daran ist der Rückgang der Schafweide, der Traktor, die Umlegung, der „Grüne Plan“ mit seinen Beihilfen für Kultivierung und für Aufforstungen. Noch nie wurden so viel Hecken abgeschlagen, Raine abgebrannt, Weiden und selbst entfernte Äcker aufgeforstet wie heute, und zwar mit Fichten oder Kie-

fern. Schon seit Jahrzehnten sind viele Nadelgehölze an den Hängen und auch auf den Höhen gepflanzt worden, um „Ödländer“ nutzbar zu machen. Sie bringen einen völlig fremden Zug in die Landschaft, und die Nadelgehölze wirken wie Flickplätze auf einem Hosenboden von ganz anderem Stoff, besonders wenn sie am Fuß bewaldeter Buchenwaldhänge vorgebaut worden sind. Unsere Alblandschaft ist auf dem Weg, ein völlig anderes, fremdes Gesicht zu bekommen. Am besten ist es noch, wenn man der natürlichen Waldentwicklung an den Hängen ihren Lauf läßt. Vielfach scheint dies auch zu geschehen: Wo aber die Beweidung durch Schafe beibehalten wird, ist eine maßvolle Säuberung oft nötig. Säulenwacholder und auch einige Wildsträucher, an denen die Schafe so gern knabbernd ihre Vitamine und Heilstoffe holen, müssen erhalten bleiben. Sie verlangsamen auch die Austrocknung im Sommer. Nichts ist trostloser als eine völlig verkahlte Schafweide. Aber auch die Wildhecken der Steinriegel sind ein wichtiger Faktor der Klimaverbesserung und des Windschutzes in der Feldflur.

Das Geißental ist eine Erholungs- und Wanderlandschaft ersten Ranges. Inseln der Ruhe müßten vor allem die Badeorte Ditzenbach und Überkingen mit ihren Heilquellen sein. Viele Hunderte von Menschen suchen hier dauernd mit Hilfe von Trink- und Badekuren, durch kleine und größere tägliche Wanderungen die Wiederherstellung ihrer Gesundheit oder Erleichterung in ihren Altersleiden. Sie bringen mehr ein als die Schafweide und selbst als viele Aufforstungen. Die Schönheit der Landschaft ist hier ein hochverzinsliches Kapital, das nicht vergeudet werden darf.

Ein Dorf und sein Berg

Der Alabort Feldstetten und Nattenbuch

Von Angelika Bischoff-Luitblen

Wie viele der kleinen und großen Gemeinden im buckligen schwäbischen Ländchen haben „ihren“ Berg! Man kann ihren Namen schon kaum mehr nennen, ohne daß sich in Gedanken nebelhaft die Umriss einer Berglinie dazu abzeichnen: Reutlingen und die Achalm, Tübingen und der Osterberg, Ulm und der Michelsberg – man braucht nur die Augen

zu schließen und sieht das Bild der angeschmiegt, den Hügel auf und ab umfassenden und an ihm emporwachsenden Stadt. In die Tausende gehen jene Beispiele, wo der Zusammenhang schon durch die Namensnennung augenfällig wird: Urach-Hohenurach, Neuffen-Hohenneuffen usw., geschichtlich leicht erklärbar durch die ehemalige enge Verbindung



Feldstetten mit Nattenbuch im Hintergrund

Burg-Dorf, oder jene andern, wo der Berg ein Heiligtum trägt, Kreuz, Denkmal, Wallfahrtskirche oder Kapelle. Man braucht hier nur an Wurmlingen zu denken, dessen Namensnennung wohl zwangsläufig bei jedem Württemberger nicht nur die berühmte Vision des Rundhügels mit dem Kirchlein herbeizaubert, sondern gleich ein halbes Dutzend berühmter Schwaben von Uhland bis zu Reinhold Nägele sozusagen vom Himmel fallen läßt.

Es soll hier aber nicht eines solch berühmten Hügels gedacht werden, der von allen Wänden und Buchdeckeln „grüßt“ und sich daher schon von selbst in Erinnerung bringt. Da gibt es „scheinbar unscheinbare“ Albdörfer auf der Hochfläche oben (die am Albrand tun damit natürlich auch nicht schwer), die haben meist irgendein Hügelchen, eine einfache grüne Erhebung, auf der Schafe weiden und vielleicht ein städtischer Naturfreund ein Jagd- oder Wochenendhaus unterhält, zu ihrem, man möchte fast sagen Nationalberg erkoren. Und dieser Berg spielt seit eh und je im Leben der Dörfler eine Rolle: Der Sonntagsspaziergang mit Weib, Kind und Hund wird dorthin unternommen, sommers finden Kinderfeste statt, die Kinderschule läßt den Osterhasen dort legen, erste menschliche Frühlingsgefühle bahnen

sich auf der Höhe an (früher, als die Alb noch nicht entdeckt war, geschah dies, indem man mit dem kleinen Finger beieinander einhakete), und wenn ein junger Mann lang in der Fremde war und wieder heimkommt, dann wird er wohl am ersten Abend „dort hinauf“ wandern, hinuntergucken auf die zu seinen Füßen hingewürfelten roten Dächlein beim vierschrotigen Bauernkirchturm – und dann erst richtig daheim sein. Und nicht nur die Einheimischen kann man da oben antreffen; auch der Lehrer erholt sich dort durch einen Abendgang von seiner Schulstube und die Gestalt des Pfarrers wandert als dunkle Silhouette über die Kuppe. So hat das Dorf seinen Berg und der Berg hat das Dorf; vielleicht ragt er auch aus Zeitungsbeilagen und Heimatromanen auf oder kommt in Jugenderinnerungen vor. So hat, um nur wenige zu nennen, Zainingen seinen „Dullewang“, Böhringen seinen „Lauberg“, Bernstadt sein lustiges „Ofenloch“ und Feldstetten sein oder seinen „Nattenbuch“ (das Genus ist hier nicht ganz klar).

Es lockt uns, einmal einem solchen Dorf-Berg-Verhältnis näher nachzugehen, und so haben wir uns mit dem letztgenannten Beispiel beschäftigt. Feldstetten bei Laichingen auf der mittleren Alb, ein „volkreicher Flecken“ (nach einer alten Oberamtsbeschreibung)



Die Nattenbuch-Hüle

und aufstrebendes Dorf, besitzt ein „Feldstetter Lied“, auf das es sehr stolz ist und das der Ortsobmann des Bauernverbandes einer bekannten Melodie nachgedichtet hat. Hier heißt es: „Feldstetten, du mein lieb Heimatland, wo von Nattenbuch man schaut ins weite Land“ ... und es ist damit eine enge Beziehung manifestiert, eine Zusammengehörigkeit, die zu denken gibt, besonders da Nattenbuch nicht einmal der allernächste Hügel am Dorf ist. Nattenbuch (Herkunft des Namens wohl von einem Eigennamen Atto oder Natto) liegt südlich des Dorfes, ist von ihm noch durch ein Tälchen getrennt und in nicht wesentlich kürzerer Zeit zu erreichen, als andre Höhen ums Dorf her auch. Dagegen liegt auf der entgegengesetzten Muldenseite, also nördlich des Orts, noch ein Hügel, der der „Berg“ heißt, auf dem das Wasserreservoir steht und an dem die bauliche Entwicklung des Fleckens schon hochklettert, der also viel mehr „dazugehört“ und in das dörfliche Leben einbezogen ist. Trotzdem hat dieser „Berg“ keine besondere Bedeutung im Gefühlsleben der Dörfler. Nattenbuch ist es, das etwas Besonderes darstellt – Nattenbuch ist die Gralsburg. Zu ihm hinauf würden sie wallfahrten.

Von weitem gesehen ist Nattenbuch ein runder Hügel

mit flacher Kuppe wie andre Albhöhen auch; Baumgruppen beleben die Wiesenlandschaft („Mähder“ sagt der Äbler), Raine und Hecken ziehen fließende Dunkelheiten in die Fläche, einzelne Felsen blecken die Zähne und alte Weidbuchen setzen ein dunkles Gewölk ins Bild. Beim Näherkommen aber bewahrheitet sich, was die Münsinger Oberamtsbeschreibung von Nattenbuch als einem „tief poetischen“ Ort sagt: „Die Steinwälle und Gemäuer mit dem wilden Gebüsch und den vereinzelt Bäumen geben dem Hügel ein geheimnisvolles Gepräge, zumal wenn Nebelschleier darum weben“. Unendlich weit und einsam ist es dort oben, alte Bäume rauschen mit verschlungenen Zweigen, der Wind bläst und man sieht nach allen Richtungen fast endelos in die Ferne, an Föhntagen bis zur Alpenkette im Süden, und im Westen erwächst ein tausendfach gefächertes Bild aus Ackerbreiten, Wiesen und Wäldern von einer solchen Gespanntheit in den Hauptlinien, daß man an Caspar David Friedrich denkt und fast selbst zum Romantiker wird.

Dies alles ist aber noch keine Erklärung für die „Gralsburg“. Nehmen wir auf unsre Wanderung einen Bauern mit, wird es wesentlich realer hergehen, er wird uns keine Stimmungen, sondern Tatsachen



Das „Schafhaus“ auf Nattenbuch

zeigen: eine „Hüle“, also eine der runden Wasseransammlungen auf undurchlässiger Gesteinsunterlage, die für die Alb so typisch sind, aber kaum je auf Anhöhen vorkommen; ein etwa 150jähriges „Schafhaus“, früher einmal Asyl für Böcke, Schafe und Lämmer, auch da schon gesondert, und mit den Haken für die Hängematte des Schäfers, der hier nachts über seinen Schutzbefohlenen schwebte und als wahrhaft guter Hirte über sie wachte; freilich ist nun alles halb zerfallen und spukhaftes altes Gemäuer. Wir sehen ferner einen Brunnen, auch eine Seltenheit auf dieser Höhe, der ähnlich wie ein Burgbrunnen angelegt ist und immer Wasser führt; das Wochenendhaus eines Fabrikanten, das im sogenannten „Höfle“ auf der Kuppenmitte steht (auf sehr vielen Karten steht hier „Dörfle“, der Name ist im Ort und beim Bürgermeisteramt nicht bekannt), einer wallartigen Einfriedigung, jetzt mit Gebüsch bestanden, die ein großes Viereck bildet und innen noch weitere, klar erkennbare abgetragene Grundmauern birgt; eine Quelle, die hier oben entspringt und – sonderbar genug – so ausgiebig ist, daß sie das ehemalige Truppenlager Feldstetten völlig mit Wasser versorgen konnte; endlich im „Höfle“ und auf der

Kuppe kohlschwarze, feine und fruchtbar aussehende Erde, ein abermaliges Wunder, wo doch rings auf Höhen und in Gründen nur hellbraune, lehmige und harte Krume zu sehen ist.

Diese Tatsachen lohnen eine Beschäftigung mit alten Urkunden. Wir erfahren da, daß auf Nattenbuch, 1152 erstmals erwähnt, eine Kapelle mit eingefriedigtem Pfarrhof stand, die dem Kloster Rot zugehörig war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts verkaufte das Kloster seinen Besitz an Württemberg und dieses gab ihn 1458 um 12 Gulden an die Gemeinde Feldstetten weiter, die ihn aufteilte.

Der Pfarrer von Münsingen bezog von Nattenbuch jährlich 90 Pfund Schafkäse, die später in 4 Pfund Heller umgewandelt wurden. Da Nattenbuch ursprünglich nach Ennabeuren eingepfarrt war, gab es Besitzstreitigkeiten mit dieser Gemeinde, die 1501 geschlichtet wurden. Der Ennabeurer Pfarrer hatte 14tägig eine Messe in der Kapelle zu lesen und bekam den Zehnten des Hofgutes, das von Feldstetten betrieben wurde; es mußte auch die Kapelle erhalten und „mit guter Beschließung“ versehen. Nach der Reformation hat offenbar ihr Bestehen aufgehört. Über die Quelle lesen wir noch folgendes: „Anno



Stamm einer Weidbuche auf Nattenbuch

1746 war ein so heißer Sommer, daß alle Brunnen allhier ausgeleert und die Leute genötigt wurden, ihr Wasser auf Nattenbuch zu holen“.

Soweit das geschichtlich Greifbare. Nun interessieren uns auch die Flurnamen des Hügels und seiner Umgebung: mehrere Äcker heißen „Herrle“. „Da sei emmer dr Pfarr nomg'loff“ lautet eine bäuerliche Erklärung; dieselbe bringt auch „Himmelreich“ und „Weinberg“ in theologische Beziehung. Wir überlegen uns, ob hier Weinbau getrieben werden konnte? „Weinberg“ ist ein kalter Nordhang und heutiges Skiparadies; allerdings liegt er in der Nähe der Quelle. „Höfle“ ist uns klar; ebenso, westlich an den Hügel angrenzend, „s'henter Eschle“ – denn Nattenbuch hatte ja eine eigene Bewirtschaftung und Escheinteilung und kam später zur Gemeinde, die somit ein „Eschle“ dazu bekam. Ein großer Teil des Besitzes Nattenbuch gehört heute noch zum ehemaligen Maierhof. Es läßt sich denken, daß er von ihm aus nach der Aufteilung bewirtschaftet wurde. Es läßt sich ferner denken, daß die Kapelle einstmals an Stelle einer heidnischen Kultstätte erbaut worden ist.

Keltische Überreste sollen, allerdings nach einer nicht verbürgten Mitteilung, gefunden worden sein. So heben sich die Fäden aus dem Dunkel, die Dorf und Berg so eng zusammenbinden, und es wundert uns nicht mehr, daß es allerlei Märchen, Sagen und Schauergeschichten gibt, die sich um den Berg ranken, aus dem sich eine so wundersame Quelle ergießt. Da sagt man vom Schimmelreiter, der über die Kuppe reitet und dabei seinen Kopf unter dem Arm trägt; da sucht ein Edelmann nachts mit der Laterne nach einem vergrabenen Schatz und kann ihn nicht finden. Zwei weiße Fräulein, mit Schleiern angetan, klagen in den Büschen und hartnäckig hält sich auch das Gerücht („mei Eahle [Großvater] hots no g'sait“), es sei eine Burg dort oben gewesen und ein harter Zwingherr habe die Bauern fronen lassen. Die dorfabgekehrte Seite des Hügels ist die eigentlich unheimliche; die Absicht, dort allein zu wandern, wird hie und da noch mit einiger Bestürzung widerraten. Trotzdem fand ein Versuch, die Nattenbuchgeister Fleisch und Blut werden zu lassen und in einem Heimatspielchen durch die Schulkinder auf die Bretter zu bringen, viel Anerkennung und Freude und keinerlei Ängstlichkeit.

Im Feldstetter Pfarrgarten stehen, efeuüberwachsen und rissig, aber vereint nebeneinander zwei Taufsteine; der eine soll aus der Dorfkirche, der andre, im Grund wohl ein Weihwasserbecken, von Nattenbuch stammen. Somit wäre dies der einzige noch erhaltene Zeuge des kleinen Bergheiligtums. Die Dorfleute gehen achtlos daran vorüber, ganz wenige nur wissen, wo das alte „G'lump“ hingehörte. Ganz wenige wissen auch von den Zusammenhängen, kaum einer von der Kapelle; vielleicht erzählt ein Lehrer oder Pfarrer einmal davon, aber auch dann wollen es die Eingesessenen noch nicht so recht wahrhaben, daß ein Fremder von dem doch ihnen beheimateten Berg mehr wissen solle als sie. Sie wissen nicht, daß ihre Vorfahren vielleicht die ganze erste Hälfte dieses Jahrtausends hindurch Sorgen und Nöte dort hinaufgetragen haben; kaum das noch wissen sie, daß ihnen der Berg in Zeiten der Dürre das Wasser spendete; man hat schon lang eine Wasserleitung. Was sich aber in ihnen bewahrt und über Generationen hinaus erhalten hat, ist die Empfindung von etwas Besonderem, Weihevolem, ja Geheiligt, das irgendwie nebelhaft mit der Bergkuppe verbunden ist. Es ist gegangen, wie es oft alten Menschen geht: Sie erinnern sich anlässlich irgendeines längst verblaßten und aus dem Gedächtnis entschwundenen Vorganges doch noch deutlich und jugendlich strahlend an die Empfindung, die sie dabei hatten.



„Im Nebel ruhet noch die Welt“

Aufnahme Konrad Wolff

Weinlese

Von Georg Schwarz

Der Knabe löst den ersten Schuß,
Ein Schwarm von Spatzen flattert,
Die Wolke droht mit kaltem Guß,
Die Vogelrätsche rattert.

Bedächtig tastet Winzerschritt
Von Stufe sich zu Stufe,
Ein hölzern Füllhorn wandert mit,
Tief nickt es vor der Kufe.

Im Dorf steh'n vor dem Keltertor
Die Bütten und die Fässer,
Und Kinder klettern dran empor,
Bacchanten, kleine Fresser.

Vorüber schwankt das erste Faß,
Das herbstgeshmückte, volle,
Es schäumt und spritzt und macht sich naß,
Spielt lustig seine Rolle.

Der Böller kracht, die Kinder schrein
Und tanzen in die Felder –
Gott selbst trinkt roten Himmelswein
Und tritt die Kelter.

Plädoyer für Lützenhardt

Von Gerhard Sonnenberg

Wohl fast jeder im Schwabenland kennt die Lützenhardter Bürstenhändler. Selbst in der Schweiz und weit bis nach Bayern hinein kann man sie antreffen, Männer wie Frauen, die selbstgefertigten Bürstenwaren am Drahring um die Brust gehängt. Viele ältere unter ihnen haben ihren festen Kundenkreis, bei dem sie alte, gerngesehene Bekannte sind. Viele aber, zumal die Jüngeren, begegnen dem Mißtrauen und der Ablehnung, mit dem auch heute noch jeder rechnen muß, der sich nicht in das gewohnte Schema des Alltags einfügt. Aber wer denkt schon darüber nach, woher wohl diese Menschen kommen mögen, die so ganz anders zu sein scheinen als „wir andern“? Wer kennt ihr Heimatdorf Lützenhardt am Ostrande des Schwarzwaldes, und wer weiß, wie schwer diese Gemeinde und ihre Einwohner noch heute zu tragen haben an einer grundherrlichen Maßnahme von vor fast 200 Jahren, deren Folgen damals nicht zu Ende gedacht worden sind?

So wie der Bürstenhandwerker und gleichzeitig hausierende Bürstenhändler im Grunde nicht in unsere Welt der Industriebetriebe, der Warenhäuser und Spezialgeschäfte hineinpaßt, so wenig paßt das Dorf Lützenhardt in die Nachbarschaft der Bauerndörfer des oberen Waldachtals, etwa 15 km ostwärts von Freudenstadt. Unter den rund 1200 Einwohnern ist kein einziger Bauer. Die Gemeindegemarkung umfaßt auch nur 94 Hektar, während die Nachbargemeinden alle über mehr als 500 Hektar verfügen. Hier und da verläuft die Markungsgrenze so dicht hinter den Häusern, daß nicht einmal mehr Raum für einen Hausgarten verbleibt. Der schöne Wiesengrund mitten im Dorf bildet sogar eine Exklave eines der Nachbardörfer. Etwa 60 vom Hundert aller Haushaltungen leben vom Bürstenmacherhandwerk und Hausierhandel.

Ein schwäbisches Dorf ohne Bauern, fast ohne Gemeindegemarkung? Was ist hier geschehen?

Es fing damit an, daß im Jahre 1750 der Freiherr v. Raßler-Weitenburg den Gutshof Lützenhardt im Waldachtal kaufte, der seit dem 12. Jahrhundert bereits öfter den Besitzer gewechselt hatte. Die Erträge des Hofes müssen ihm aber nicht genügt haben, so daß sich der Freiherr eine rentablere Verwendung ausdachte: Er begünstigte zunächst die Ansiedlung

von Korbflechtern, Bürsten- und Besenbindern, Zunder- und Feuersteinhändlern und teilte schließlich im Jahre 1785 den Hof auf, indem er ihn den neuen Ansiedlern zu gleichen Teilen in Erbpacht überließ.

Mochte die kleine Gutsmarkung auch zunächst genügt haben, so konnte sie doch im Verlauf der weiteren Entwicklung für das rasch anwachsende Gemeinwesen keine ausreichende Lebensgrundlage darstellen, ohne daß die Siedler nach wie vor ihr Leben durch Arbeit außerhalb der Landwirtschaft fristeten, also ihr altes Handwerk auch weiterhin ausübten. Wenn es damals schon möglich gewesen wäre, wären sie wohl Pendler geworden und hätten auswärts sicher eine auskömmliche Arbeit gefunden. So aber blieben sie arm. Die Beschreibung des Oberamts Horb (zu dem Lützenhardt damals gehörte) von 1865 verliert nicht allzuvielen Worten für das fremdartige Dorf. Sie berichtet unter anderem:

„Die Vermögensumstände gehören zu den geringsten des Bezirks, indem nur 3 bis 4 Bürger einigermaßen bemittelt sind. Die meisten Einwohner sichern ihr spärliches Einkommen durch Handel mit Obst, Waldbeeren und anderen Viktualien und durch Verfertigen von Bürsten, Körben, Regenschirmen etc. etc., welche sie auf dem Wege des Hausierens im Inland und in das benachbarte Baden und Hohenzollern absetzen ...

Zur Erleichterung der Bürstenfabrikation ist im Ort eine Bohrmaschine und ein Drehstuhl gegen eine ganz mäßige Abgabe von Seiten der Benützenden aufgestellt.

Die sehr kleine Markung ist ... überdies mit Wald bestockt ... Die unbedeutende Landwirtschaft wird, soweit es die Verhältnisse erlauben, gut betrieben, und die Felder teils von auswärtigen Fuhrleuten gepflügt, teils mit der Haue bearbeitet. Die Obstzucht ist wegen des rauhen Klimas unbedeutend.

Die Zucht von Rindvieh ist von keinem Belang ... Schweinezucht besteht nicht ... Ziegen werden der Milch wegen gehalten, und Geflügel zieht man in ziemlicher Menge und bringt es in der Nachbarschaft zum Verkauf.

Die Gemeinde hat kein Vermögen ...“



Gesamtansicht von Lützenhardt

So sah es also 80 Jahre nach der Gründung der Gemeinde aus. Der Grundherr hatte zwar einer Anzahl Menschen eine Heimat gegeben, hatte aber nicht zugleich für genügende Erwerbsgrundlagen gesorgt und hatte nicht daran gedacht, daß sich die Einwohnerzahl auch einmal vergrößern könnte. Zwar hatte jeder Lützenhardter seine Arbeit, aber es fehlte ihm der nahe Markt, den der städtische Handwerker hatte. Daher mußte er sich selbst von Zeit zu Zeit auf die Reise begeben, um sich seinen Markt als Hausierer zu suchen, während das Handwerk stilllag. Aus dieser Frühform der Industrie ist wohl zumeist auch anderswo unsere heutige Industrie erwachsen, nur blieb sonst im allgemeinen neben der neuentstandenen Industrie die Landwirtschaft erhalten – größtenteils ja noch bis auf den heutigen Tag – um, wenn nötig, auch einmal als alleinige Existenzgrundlage die Familie über Wasser zu halten. In Lützenhardt hat es aber nie diese Landwirtschaft als Ernährungshilfe und Krisensicherung gegeben. Der um die Reisekosten noch geschmälerte Arbeitserlös mußte immer ausreichen. Von jeher sind hier deshalb nicht nur die Männer voll berufstätig gewesen, sondern so gut wie alle Familienmitglieder von der Schulentlassung ab. Auch heute noch sind mehr als 80 vom Hundert aller Einwohner erwerbstätig! Die Frauen konnten nicht das „normale“ Leben im Hause und auf dem Felde führen und die Kinder aufziehen. Diese wuchsen die meiste Zeit unter der Aufsicht der daheimgebliebenen Alten oder Arbeitsunfähigen, hauptsächlich natürlich auf der Straße auf. Ihre Berufsarbeit brauchte keine Lehrzeit: sie war ein scheinbar ungebundenes Umherreisen voller Abwechslung und Erlebnisse für den geschickten Händler, im Gegen-

satz dazu aber auch oft genug ein demütigendes Betteln mit der beständigen Angst vor der Heimkehr ohne ausreichenden Verdienst für den weniger Gewandten. So entstand mitten im schwäbischen Bauernland des 19. Jahrhunderts ein ganz besonderer Menschenschlag, eben die „Lützenhardter“.

Zwar wird von den Mitmenschen, welche Lützenhardt und seine Bewohner zu kennen glauben, noch heute behauptet, sie stammten von Zigeunern ab, und deshalb sitze ihnen das Messer locker in der Tasche. Wohl sind dann und wann Landfremde in die Gemeinde hineingekommen, aber den Grundcharakter der Bevölkerung haben sie nicht maßgeblich beeinflusst. Die Lützenhardter waren immer ein isoliertes „Stadt“-volk ohne Stadt im Bauernland. Alle Nachteile der Stadtbevölkerung haften ihnen an, während ihnen die mannigfaltigen Vorteile des Lebens in der Stadt nicht geboten sind, die des bürgerlichen Lebens auf dem Lande aber auch nicht! Bemerkenswert ist die Lebenskraft, welche bis auf den heutigen Tag in der Gemeinde steckt. Im Jahre 1871 hatte sie bereits 446 Einwohner, also ebensoviele oder noch mehr Einwohner als die alten bürgerlichen Nachbargemeinden. Deren Einwohnerzahl stieg seither um etwa 40 bis 50 vom Hundert, diejenige von Lützenhardt in der gleichen Zeit um etwa das Dreifache. Von einer blühenden Industriegemeinde sind wir solches Wachstum gewohnt. Lützenhardt aber ist im wesentlichen immer noch das alte Handwerker- und Hausiererdorf geblieben.

Konnten sich aber die Lützenhardter bis vor kurzem immer noch schlecht und recht – in der Zeit von 1945 bis 1948 sogar nicht einmal allzu schlecht – ernähren, so haben sich in neuester Zeit die Verhältnisse für die



Lützenhardter Bürstenmacher bei der Arbeit

Bürstenhandwerker so stark zu ihren Ungunsten verändert, daß ihnen zum Leben fast nichts mehr übrig bleibt. Industriell hergestellte Bürstenwaren, zu einem großen Teil aus Kunststoffen, zahlreiche staatlich subventionierte Blindenwerkstätten für Bürstenherstellung sowie der sonst allgemein selbstverständliche Warenvertrieb durch Groß- und Einzelhandel lassen die Lützenhardter Ware zu teuer werden. Bittere Not und Hoffnungslosigkeit drohten das Dorf zu einem einzigen Armenhaus werden zu lassen.

Wollten wir den knappen, prägnanten Berichtsstil der Oberamtsbeschreibung von 1865 auch auf die heutigen Verhältnisse einmal anwenden, dann müßten wir etwa so schreiben:

Die Einkommensverhältnisse der Einwohnerschaft sind bescheiden. Nur vier kleinere Bürstenfabriken, eine Kleiderfabrik und einige Unternehmen außerhalb der Bürstenbranche haben ihr befriedigendes Auskommen. Das Durchschnittseinkommen der Bürstenmacher und Hausierer beträgt nicht mehr als 130.– DM monatlich. Auf derartig geringe Einkünfte sind rund 60 vom Hundert der Haushaltungen angewiesen ...

Die sehr kleine Markung erlaubt keine geordnete bauliche Entwicklung, ja, überhaupt kein rationelles Wirtschaften der Gemeinde. Die Felder werden fast ausschließlich von auswärtigen Landwirten in Eigentum oder Pacht bewirtschaftet ...

Steuergelder gehen fast nicht ein. Die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde sind entmutigend ...

Wer aber, noch die letzten Berichte über den Notstand der Gemeinde Lützenhardt im Ohr, einmal

von Dornstetten herkommend zwischen Hörschweiler und Tumlingen ins Waldachtal eintritt und das Dorf vor sich sieht, wird zunächst überrascht sein. Eine schicke „Arbeiterwohngemeinde“ könnte man es nennen, ohne Ställe oder Scheuern, ohne Dungleien, nicht anders, wie wir es von den Außengebieten unserer größeren Städte her kennen. Manche der fast durchweg gut instandgehaltenen Wohnhäuser könnten ebensogut in Freudenstadt stehen. Jedenfalls widerspricht dies allem mißgünstigen Gerede über die angeblichen schlechten Eigenschaften der Lützenhardter, „denen nur das Umherziehen im Blute liege“ und dergleichen mehr. Am Ortseingang ein Transportunternehmen mit Kraftwagenhallen, eine Möbelfabrik. Auf halber Höhe die ansehnliche Kirche, ein neuer Kindergarten, ein Schulhausneubau, noch im Entstehen begriffen, ein weiteres Fabrikgebäude, und etwas abseits sogar ein soeben fertiggestelltes Sanatorium. Am oberen Ortsrande ein Café, ein Reihenhäuserneubau für zehn Familien. Die Gastwirtschaften sind fast durchweg neu ausgebaut und gut geführt.

Der Zustand der meisten Ortsstraßen allerdings – die Hauptstraße wurde als Landstraße vom Lande Baden-Württemberg instandgesetzt –, die fehlende Straßenbeleuchtung, die mangelhafte Wasserversorgung, die weithin fehlende Entwässerung, der Zustand des Friedhofes und des so bescheidenen, fast baufälligen Rathauses (mit einer hübschen Außentreppe unterm Vordach!) und noch viele andere Dinge, sie reden die deutliche Sprache von der Armut der Gemeinde.



Alte Ortsmitte von Lützenhardt:
Rein nichtlandwirtschaftliche Bebauung, ohne Ställe und Scheunen

Wie erklären sich diese offensichtlichen Widersprüche? Landwirtschaftliche Nutzfläche haben sie nicht, die Lützenhardter. Diese war schon immer so wenig und so klein aufgeteilt, daß sie schon frühzeitig besser in den Händen der benachbarten Bauern aufgehoben war. Aber ihr Hausbesitz ist dafür ihr Ein und Alles, ihre Heimat und Zuflucht. Das Haus wird gehegt und gepflegt, so klein es immer sein mag. Und klein sind die meisten der Häuser für die im allgemeinen kinderreichen Familien. Die Wohnraumnot ist groß. Selbst wenn einer das Geld hätte zum Bauen, so fände er doch so leicht keinen Bauplatz, weil es die Enge der Markung kaum erlaubt. Diese unglücklichen Grenzverhältnisse, durch zwei Jahrhunderte nun schon mit durchgeschleppt und für einen gesunden Menschenverstand schwer zu begreifen, schreien geradezu nach Bereinigung. Zahlreiche Anwesen gehören zwar wirtschaftlich zu Lützenhardt und profitieren von seinen kommunalen Einrichtungen, so beispielsweise einige Bauernhöfe und Einzelhandelsgeschäfte, die Möbelfabrik und das Sanatorium, aber sie stehen auf Nachbarmarkungen, und ihre Steuern kommen fremden Gemeindekassen zugute. Noch gibt es im Ort kaum Arbeitsplätze, die einen Ersatz für das wenig einträgliche Bürstenmacherhandwerk bieten könnten. Für eine Anzahl Frauen fand sich in den dreißiger Jahren ein Textilbetrieb. Aber den Bürstenmachern fehlte es bisher noch an allem, was zum Aufbau einer eigenen Industrie nötig war. Trotzdem sind einige kleine Betriebe entstanden, die aber, da sie noch in den Anfangsgründen der Rationalisierung stecken, bis jetzt erst

verhältnismäßig wenige Arbeitsplätze für Männer anbieten.

Mit sinkendem Einkommen gerät auch die moralische Haltung der Menschen leichter ins Wanken. Mancher, der befürchten muß, wieder einmal ohne Verdienst von der Reise zurückzukommen, greift eben doch in der Verzweiflung zu unlauteren Verkaufstricks und gibt damit der üblen Nachrede recht. Die Soziallasten der Gemeinde, die sowieso kaum Steuergelder bekommt, steigen von Tag zu Tag, denn von den Bürstenmachern und -händlern ist ja kaum einer kranken- oder rentenversichert. Ein rechter Kindergarten fehlte bis vor kurzem, die Schule war überbelegt, und die soziale Not wirkte sich bereits unmittelbar auf die Kinder aus. Zwar konnten Gemeinde und katholische Pfarrgemeinde miteinander noch die Mittel für den neuen Kindergarten aufbringen, aber ein Schulhausneubau stand außerhalb jeder Möglichkeit. Auch die Aufsichtsbehörden hatten sich damit abgefunden, daß Lützenhardt eine Almosengemeinde sei und für immer bleiben werde.

Da besann sich die Gemeinde auf ihre eigenen Kräfte. Das Programm war nicht eben klein: Verbesserung der Einkommensverhältnisse für rund 60 v. H. der Haushaltungen, ein neues Schulhaus, die Beschaffung dringend notwendigen zusätzlichen Trinkwassers, der Bau einer ebenso dringend notwendigen Ortsentwässerung – das waren nur die Hauptpunkte. Woran man aber im Dorf und auch draußen zuletzt gedacht hatte, von dort her kam der eigentliche Anstoß: vom Fremdenverkehr.

Die in Deutschland mächtig anwachsende Reiselust

brachte Lützenhardt in derartig schöner Landschaft und so nahe bei der Fremdenverkehrsmetropole Freudenstadt eine einmalige Chance. Die Familien rückten zusammen und machten für Sommergäste Platz. Zwar war die Raumnot schon vorher groß gewesen, aber es mußte gehen. Im ersten Jahre, 1954, wurden 20 000 Übernachtungen registriert, im Jahre 1955 bereits 30 000 und 1956 31 000 Übernachtungen! Den Urlaubsgästen vom Rhein und aus Norddeutschland gefiel es in Lützenhardt. Zwar sind die Verdienste für den Einzelhaushalt nicht übermäßig groß, aber es kam neues Leben ins Dorf und die Umwelt wurde wach. Manche D-Mark, die vorher für Lützenhardt selbstverständlich zu schade gewesen wäre, ist dort inzwischen investiert worden! Die Anstrengungen der Gemeinde und ihr klares Gesundheitsprogramm bewirkten auch, daß ein Appell an die Regierung nicht umsonst war. Man nahm sich die Mühe, einmal die altgewohnten Vorurteile fallen zu lassen und den Tatsachen nachzugehen. Staatliche Hilfe hat bis jetzt u. a. den Neubau des Schulhauses und des Zehnfamilienhauses ermöglicht.

Eine mittelbare Auswirkung alles dessen war, daß die jüngeren Lützenhardter jetzt leichter als Pendler in auswärtigen Betrieben schaffen konnten, was vorher nicht so ohne weiteres möglich gewesen war, weil man mit ihnen möglichst wenig zu tun haben wollte. Die Zahl der Auspendler stieg von 19 im Jahre 1954 auf 160 im Jahre 1956. Langsam gewinnen die Lützenhardter, auch die älteren, die Überzeugung, daß es vielleicht doch besser ist, als Pendler auswärts zur Arbeit zu gehen, als weiterhin den aussichtslosen Kampf gegen die Konkurrenz im Bürstenhandwerk zu führen, wenigstens solange nicht im Ort selbst genügend Arbeitsplätze vorhanden sind. Im Jahre 1954 waren bereits unter den 64 Berufstätigen zwischen 15 und 25 Jahren nur mehr 6 Männer und 4 Frauen im Bürstenmacherhandwerk oder Hausierhandel zu finden.

Durch die plötzlich einsetzende Bautätigkeit am Schulhaus, am Zehnfamilienhaus und in den verschiedenen Gaststätten, welche sich den Ansprüchen der Urlaubsgäste anpaßten, angeregt, faßten auch private Bauherren den Mut zu neuen Unternehmungen und zum Bauen – kurz, ein frischer Wind ging durch das Dorf.

Noch ist aber die Not nicht behoben. Noch immer leben die weitaus meisten Haushaltungen vom Bürstenmacherhandwerk und Hausierhandel, noch ist die Schuldenlast der Gemeinde übergroß. Auch kann der Fremdenverkehr eines Tages aufhören, wenn die Un-

berechenbarkeit der Weltwirtschaft oder der Politik es will. Wer es aber miterlebt hat, wie diese Gemeinde plötzlich Mut bekommen hat und Glauben an sich selber, der hat das Gefühl, daß hier eine Krisis überwunden wurde, und daß der erste Schritt zur Gesundung bereits getan ist.

Für die Zukunft wären weitere industrielle Arbeitsplätze am Ort wünschenswert. Ob sie in den vorhandenen Bürstenfabriken noch zu schaffen sind, oder ob dazu ein neuer Betrieb von außerhalb kommen muß, kann noch nicht gesagt werden. Es sollte aber möglich sein, dadurch die Mehrzahl der Haushaltungen vom Bürstenmacherhandwerk unabhängig zu machen und ihnen als Ersatz eine ausreichende Existenzgrundlage zu verschaffen. Die Standortgunst für eine Industrieansiedlung ist in Lützenhardt natürlich nicht übermäßig groß, aber sie ist auch nicht schlecht, denn etwa 100 Männer, die bereit wären, jederzeit ihre alte Tätigkeit an den Nagel zu hängen und eine neue Arbeit anzufangen, sind immerhin etwas! Wünschenswert wäre auch die Änderung der Markungsgrenze. Niemand will sich ja dadurch bereichern, weder einzelne Gemeindemitglieder, noch die Gemeinde selbst. Aber das, was jeder Gemeinde zur selbstverständlichen Pflicht gemacht wird, nämlich rationell zu wirtschaften und zu planen, das sollte man Lützenhardt wenigstens erst einmal ermöglichen. So also sieht es dort aus, wo die Lützenhardter zu Hause sind. Prächtige Menschen kann man dort kennenlernen, denen man es ansieht, daß sie sich den Wind der Fremde ein Leben lang um die Nase haben wehen lassen. Wer es genau wissen will, der fahre selber hin und frage den Bürgermeister, einen gebürtigen Lützenhardter, der selbst schon „auf der Reis“ gewesen ist und die nötigen Erfahrungen hinter sich hat, oder den Pfarrer, einen Erzschwaben, dessen nie erlahmende Beharrlichkeit und Ausdauer den Lützenhardtern schon mehr geholfen hat, als sie es wohl selber ahnen. Oder einen der älteren Bürstenhandwerker, der bis über sein sechzigstes Jahr hinaus seinem Handwerk treu geblieben ist, jetzt aber mit Erleichterung seine Bürstenmacher-Werkzeuge weglegen würde, wenn er im Ort einen anderen Arbeitsplatz fände. Der solchermaßen Unterrichtete würde dann wohl nicht mehr die abgedroschene Rede gedankenlos nachsprechen von den „Lützenhardtern, für die eigentlich jeder aufgewendete Groschen zu schade sei“, und davon, daß es nun einmal arme und reiche Gemeinden geben müsse, wogegen man nichts tun könne. Und darauf kommt es uns an.

Die geschichtlichen Volksfesttage vor 100 Jahren

Von Walter Weber

Glänzender denn je wurde am Neckar in Cannstatt das Volksfest vor 100 Jahren gefeiert. Die Anwesenheit der beiden mächtigsten europäischen Monarchen, der Kaiser von Frankreich und Rußland, die noch vor kurzem im Krimkrieg 1853–1856 wegen Einmischung in die Interessen der Türkei als Feinde einander gegenüberstanden, hatte die Augen der ganzen politischen Welt auf Stuttgart gerichtet. Als weiser Politiker, der König Wilhelm I. von Württemberg gewesen war und der als Nestor der europäischen Fürsten große Achtung genoß, verstand er, diese beiden Herrscher, damals die einflußreichsten Persönlichkeiten auf europäischen Thronen, zu beider Aussöhnung als Gäste auf dem Landwirtschaftlichen Hauptfest in Cannstatt zusammenzuführen. Und es war ganz in Napoleons Sinn, dem Hof und dem Volke das neuerwachte demokratische westliche Kaiserreich vor Augen zu stellen; zugleich war er gewillt, seinem bisherigen östlichen Feind die Hand zu reichen.

Der Besuch der beiden Kaiser war der letzte Glanz, der auf König Wilhelms Lebensabend fiel. Man kennt die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, die das einstige württembergische Fürstenhaus mit dem russischen Kaiserhaus verband: Katharina, die Gemahlin des Königs Wilhelm I., des Volksfeststifters, war die Schwester Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Beider Mutter, die russische Zarin Maria Feodorowna, war eine württembergische Prinzessin, die Schwester des ersten württembergischen Königs Friedrich I. Wiederum heiratete die Tochter Kaiser Nikolaus, Olga, nach Württemberg und gab dem Kronprinzen Karl, dem späteren König, die Hand. 1855 starb Zar Nikolaus, und sein Sohn Alexander II., der Bruder der Königin Olga von Württemberg, ward Herrscher Rußlands. Seine Zusammenkunft mit Napoleon III. in Schwabens Hauptstadt vor 100 Jahren war für alle Welt der Beweis, daß es hier um sehr wichtige politische Dinge ging und daß des Königs Geburtstag und das Landwirtschaftliche Hauptfest in Cannstatt nur den äußeren festlichen Rahmen für belangvolle politische Besprechungen und Entscheidungen geben mußten. Weiß man doch,

daß nach dem für Rußland unglücklichen Ausgang des Krimkriegs die von Nikolaus I. errungene führende Stellung in der europäischen Politik nunmehr auf Napoleon III. übergegangen war.

Über den Inhalt der Unterredungen bei der Stuttgarter Zusammenkunft ist uns nicht allzuviel bekannt geworden. Tatsache aber ist, daß bei dem damaligen Kaisertreffen vor 100 Jahren unter den Souveränen der beiden Flügelmächte Europas wichtige politische Fragen angeschnitten worden sind. Und es dürfte kein großer Scharfsinn dazu gehören, um als Gegenstand der seinerzeitigen Unterhaltung eine diplomatische Verständigung gegen Preußen im Sinne der Schwächung dieses emporstrebenden Mittelstaats zu finden. Dabei mag Napoleon, getreu der alten französischen Tradition, auf Mehrung des Antagonismus zwischen Österreich und Preußen nach Kräften bei Rußland hingearbeitet haben. Eine noch im Jahre 1857 erschienene Schrift gibt sich Mühe, die denkwürdige Kaiserbegegnung zu erklären. Sie bezeichnet es als „ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung“, wenn die Kaiser von Rußland und Frankreich, die sich noch kurz zuvor feindlich gegenüberstanden, jetzt eine Zusammenkunft veranstalten, „um – abgesehen von etwaigen staatsmännischen Transaktionen – durch persönliche Begrüßung der Welt ein Zeichen des herzlichen Einverständnisses und Europa eine weitere Bürgschaft des Friedens zu geben, während die unmittelbar darauf erfolgte Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und von Österreich in Weimar beweist, daß auch diesmal in Stuttgart nicht undeutsche Interessen gefördert wurden – wenn es bei den anerkannt deutschen Gesinnungen des Königs von Württemberg überhaupt eines weiteren Beweises hiefür bedürfen sollte“.

Dem hohen Besuch zu Ehren wurde in der Wilhelma ein großes Fest veranstaltet, wobei die Gärten und maurischen Bauten im Glanze einer noch nie gesehenen Pracht erstrahlten. Während ihres fünftägigen Aufenthaltes gaben sich beide Herrscher ungezwungen den landschaftlichen Schönheiten der kleinen schwäbischen Residenz hin, selbst die Solitude war auf einem Jagdausflug das Ziel des Zaren. Dagegen



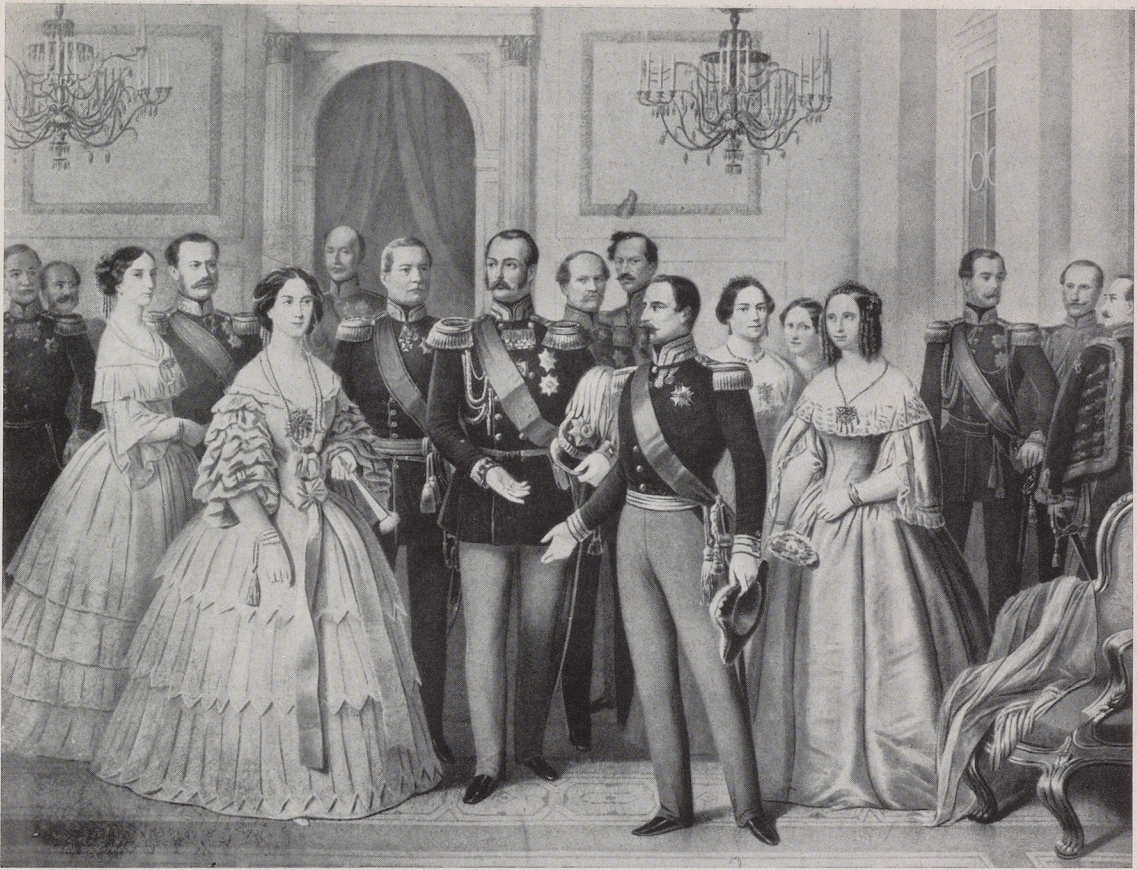
Der historische Volksfestzug vor 100 Jahren: König Wilhelm I. von Württemberg reitet mit seinen Gästen, Kaiser Napoleon III. von Frankreich und Kaiser Alexander II. von Rußland zum Landwirtschaftlichen Hauptfest in Cannstatt

liebte es Napoleon, auf der Königstraße zu promenieren. Sein Begleiter war dabei General von Bauer, der für den Ehrendienst des französischen Kaisers eingesetzt war. Wenn die beiden die Königstraße auf- und abgingen, liebte es Napoleon, sich Arm in Arm mit dem General den Stuttgartern zu zeigen; ein sicheres Gefühl für alles, was volkstümlich wirkte, war ihm eigen. Natürlich imponierte den Stuttgartern dies Ungezwungene im Auftreten des Kaisers, der auch die Pflichten der Wohltätigkeit nicht vergaß und der Stadt Stuttgart zur Unterstützung Hilfsbedürftiger 1500 Gulden stiftete, worüber der damalige Stadtschultheiß Gutbrod öffentlich seinen Dank bekundete.

Den Höhepunkt der festlichen Tage aber bildete der 28. September 1857, der Tag des Landwirtschaftlichen Hauptfestes in Cannstatt. Die damals noch mittelstädtische Residenz konnte die vielen Besucher

nicht aufnehmen, alle Gasthöfe und Unterkunfts-möglichkeiten waren überfüllt und viele mußten bis nach Eßlingen gehen, um noch irgendwo ein Quartier zu finden. Beim ersten Cannstatter Volksfest 1818 waren es schätzungsweise 25–30 000 Teilnehmer, im Jahre 1857 weit über 100 000.

Vom herrlichsten Volksfestwetter begünstigt, setzte in der näheren und weiteren Umgebung Stuttgarts eine bis dahin nie erlebte Volksfest-Wallfahrt ein. Das damals noch kleine Stuttgart verwandelte sich über Nacht zur Großstadt. Die Stadtgarde ritt durch die Straßen, ihr Ziel war das Neue Schloß. Von hier aus nahmen die beiden Kaiser, der König und die Prinzen und alles, was zu ihrem Gefolge gehörte, den Weg nach Cannstatt zum Festplatz. Der Schwabenkönig ritt auf einem arabischen Schimmel, rechts und links neben ihm auf prächtigen Fuchsen Napoleon III. und Zar Alexander II. In vierspännigen



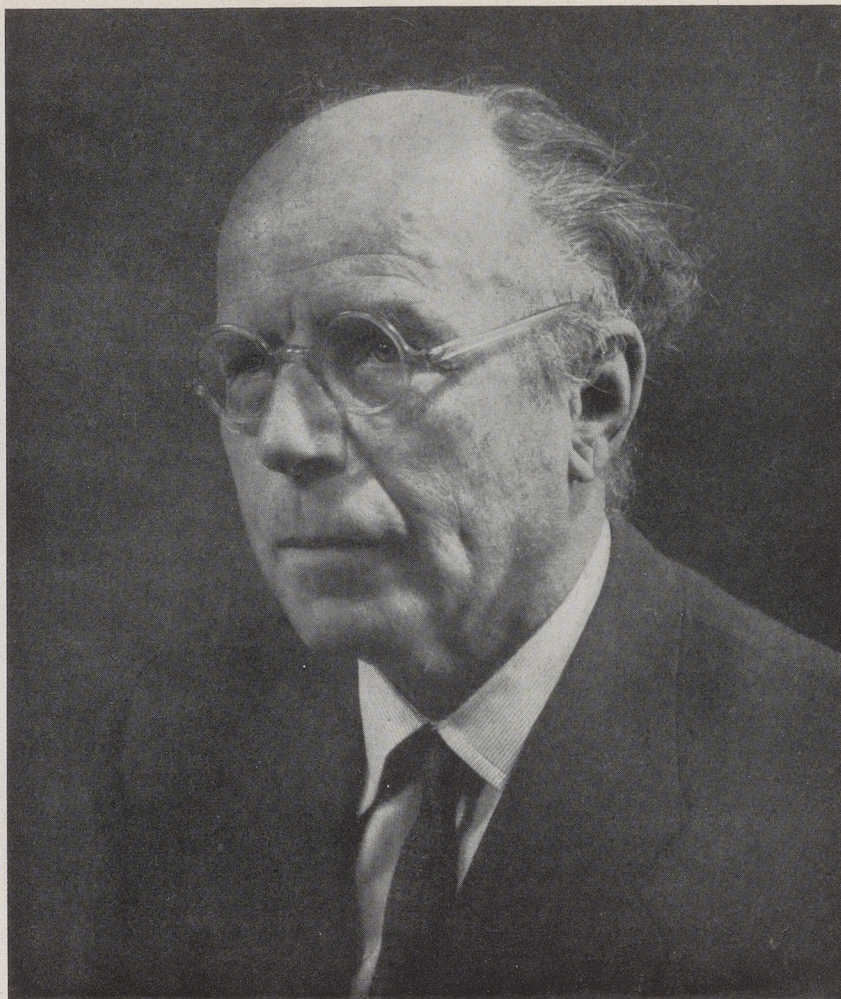
Die Kaiserzusammenkunft in Stuttgart September 1857: Nach dem blutigen Krimkrieg söhnten sich die Kaiser von Frankreich und Rußland in Stuttgart aus

Wagen folgten die Königin mit der Zarin, die Königin von Holland (die Tochter Wilhelms I.) und die ebenfalls zu Besuch eingetroffene Königin von Griechenland. Etwa 200 Generäle, Diplomaten und Würdenträger in glänzenden Uniformen, alle beritten, schlossen sich an. Die Stadtgarde bildete den Abschluß dieses historischen Festzuges, von dem eine vergilbte alte Lithographie heute noch hin und wieder in mancher trauten altschwäbischen Stube als Wandschmuck Zeuge ist.

Drunten am Neckar und auf den zum Volksfestplatz führenden Straßen drängten sich schon seit den frühen Morgenstunden die Menschenmassen: alles war in Erwartung des „Kaiserlich-Königlichen Zuges“, dem zuliebe ja die auswärtigen Besucher die Strapazen der Herreise in Kauf genommen hatten. Beide Monarchen bekundeten lebhaftestes Interesse für

dies Landwirtschaftliche Fest des schwäbischen Volkes, aber schon nach genau einer Stunde waren all die Vorführungen auf dem Festplatz und alles, was zum Programm dieser festlich-denkwürdigen Stunde gehörte, zu Ende. Am 29. September waren alle Festlichkeiten vorüber, beide Monarchen und die übrigen Gäste waren abgereist; aber die Stuttgarter und Cannstatter und die ganze nähere und weitere Nachbarschaft wollten nicht glauben, daß nun schon der Alltag wieder gekommen sei: sie feierten an diesem Tag nochmals Volksfest und bei dieser Nachfeier sind die Wogen der Festfreude und der Begeisterung darüber, daß man die zwei mächtigsten europäischen Kaiser, eine Kaiserin, drei Königinnen und viele andere auserwählte Hochgeborene als Volksfestgäste hatte, nochmals sehr hochgegangen.

Martin
Elsässer †



Aufnahme Hedda Reidt

Am 8. August d. J. ist 73jährig der Architekt Professor Martin Elsässer an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben.

Als einer der begabtesten Schüler von Theodor Fischer ist er schon als Student in jungen Jahren mit Wettbewerbserfolgen hervorgetreten und hat besonders mit seinen Kirchenbauten im Schwabenland große Beachtung gefunden.

Wie Theodor Fischer können wir ihn in besonderem Maße als Künstler der Heimat in Anspruch nehmen, denn stets trugen seine Arbeiten den Charakter der Landschaft, in die die Bauten geplant waren, ob es im Wettbewerb der „Woche“ ein schlichtes Weinberghaus war, oder ein Entwurf für ein Kaufmannserholungsheim am Steilhang des Uracher Tales oder seine zahlreichen Kirchen im Lande. Dabei verstand seine reiche Phantasie jedem Bau eine besonders liebenswürdige Note zu geben. Auch die für die damalige Zeit große Aufgabe der Wagenburgschule ist ganz aus der Örtlichkeit herausgestaltet. Seine Berufung zur Leitung der Kunstgewerbe-

schule in Köln und bald darauf zum Stadtbaurat von Frankfurt am Main führte ihn aus dem Gesichtskreis der schwäbischen Heimat in die Großstadt und mitten in große Aufgaben moderner Baugestaltung. Erst im Alter nach dem letzten Kriege ist er nach Stuttgart zurückgekehrt, in die Heimat, der er seinem ganzen Wesen nach aufs engste verwachsen war. Seine Arbeit in diesen letzten Jahren galt vor allem dem sozialen Wohnungsbau, der Lehrtätigkeit als Professor der Technischen Hochschule in München und nicht zuletzt dem Kampf um eine sinnvolle Verwendung des Neuen Schlosses in Stuttgart. Dafür sind wir ihm besonderen Dank schuldig. Die Unruhe der Zeiten, die Kriege, das Dritte Reich haben seine Tätigkeit schwer beeinträchtigt und die Auswirkung seiner vielseitigen, allen neuen Möglichkeiten des Bauens offenen und doch fest auf dem Boden der sachlichen Konstruktion verankerten Kunst stark behindert, aber immer werden die schlichten schwäbischen Landkirchen ihm ein Heimatrecht in unserem Kreise sichern.

R. Lempp

Morgengrauen

Von Hans Reybing

Es ist wie am Anfang aller Dinge.

Auf dem Acker steht ein Mann und schlägt mit seiner Reuthau gegen das noch lange nicht ausgerottete Wurzelwerk des Bodens, aus dem noch vor ein paar Jahren mit ungebändigter Kraft Wald gewachsen war. Immer wieder schwingt der Mann sein Reutwerkzeug hoch in die Luft, immer wieder faucht es nieder. Um ihn wogt, wie einst der niedergerungene Wald, ein dicker Nebel und verhüllt alles, die Erde und den Himmel. Aber allmählich wird die Julisonne Herr und loht flammengleich um das reiche graue Haar des Mannes.

Seit wann steht der Mann hier und kämpft gegen das Wildwerk? Ist er ebenso der Erde entwachsen wie einer der starrenden, zähen Eichenwurzelstrünke, gegen die seine Reuthau so oft vergeblich losschlägt? ... Würde er immer hier stehen? ...

Jedenfalls wird er nicht weichen, so scheint es, bis der letzte Wildling vernichtet ist, bis sein Fuß über einen ordentlichen Acker gehen und der Pflug glatte Furchen ziehen kann – über seinen Acker, seinen eigenen Acker. Die Freien Noting von Meidelstetten und Wolfram von Engstingen, die beide viel Grund und Boden ihr eigen nannten, hatten aus ihren Lehensleuten ein Aufgebot gegen den ihnen miteinander gehörenden Bernloh vorgeschickt, ihn zu roden und sich dort niederzulassen. Es waren Leute, deren Lehen zu klein waren oder die viele Kinder hatten.

Sie gingen von ihren Behausungen in Meidelstetten und Engstingen einige Jahre lang Tag für Tag, Sommer und Winter mit den Äxten auf den Schultern gegen den Wald vor. Schritt für Schritt rangen sie ihm Boden ab. Schritt für Schritt wich er vor ihnen zurück. Gierig raunte das eintönige Geknirsch der Sägen, laut schollen die wuchtigen Schläge der Äxte, krachend sanken die stolzen Buchen in das aufrauschende Goldbett des dünnen Laubes auf dem Waldgrund. Harte Schwielen wuchsen den Mannen an den Händen, dicker Schweiß tropfte ihnen von der Stirne, die Arme schmerzten und das den ganzen Tag über fast immer gebeugte Kreuz vermochte sich an den Abenden kaum noch geradezurecken.

Den Mannen voran schaffte, mit der Axt im weitesten Schwunge ausholend, ein zäher, alter Graukopf, der alte Bern, am nächsten bei ihm und von seinem harten Willen, den Wald zu bezwingen, am stärksten befeuert, seine Söhne.

Die Frauen brachten den rodenden Männern im Sommer immer wieder einen Trunk frischen Wassers, eine Schale süßer oder saurer Milch, im Winter dagegen zu mittag, wohlverpackt in einem Korb, der mit Heu ausgestopft war, eine Schüssel heißen schwarzen Breies. Sie machten sodann hinter den Männern her das Kleinholz auf und halfen auch beim Scheiten der Stämme.

So wurde von den unnachgiebigen, fleißigen Menschen in fast übermenschlicher Arbeit der Wald niedergerungen und das Rodland unter sie verteilt. Vorher schon waldfreie Weiden- und Ackerstücke, eben gelegen, mit gutem Boden, erhielten sie noch dazu. Fünfzehn Jahre lang sollten sie abgabefrei sein. Der alte Bern, der den Rodleuten vorstand, erhielt außerdem acht Jauchert Land zu eigen – zu eigen für ewige Zeiten. Was alles konnte noch dazukommen! Was alles konnte noch daraus werden!

Nach vollendetem Rodwerk, an der Sonnwend, hatten sie dann hier die Axt zum Feierabend sinken lassen und vor dem hochgelegenen Schachen das Sonnwendfeuer angezündet, das weithin leuchtete und anzeigte, daß der Bernloh bezwungen sei, daß sich dem Bua-Schächle zu Füßen Bauern niedergelassen und in der Welt das ihre mitzusprechen im Sinne hätten.

Es waren freilich nur zehn niedrige und bescheidene Häuser aus Holz. Aber am tiefstgelegenen Platz hatten sie eine Wassersammelstelle angelegt, eine Hüle, an die sie morgens und abends ihr Vieh trieben. Das Koch- und Trinkwasser leiteten sie in kümmerlichen Holzrinnen von ihren Strohdächern in eine mit Lehm ausgeschlagene, bedeckte Grube neben dem Haus. Denn, ach, auf der trockenen Albhochfläche, wo jeder Tropfen fallenden Regens vom tausendfach zerklüfteten Untergrund wie von einem durstigen Schwamm aufgesogen wird und in die Tiefe versickert, spendet keine Quelle das köstliche Wasser.

Auf dem offenen Herdfeuer kochten die Frauen den Schwarzmusbrei und die Brotsuppe, und es wärmte im Winter den Raum, der Wohnstube und Küche zugleich war. Dahinter lag der Schlafgaden, wo sie nach vollbrachtem schwerem Tagewerk müde und abgerackert Ruhe suchten und oft noch in schweren Träumen mit Wald und Wurzel und Fels und widrigem Boden rangen. Ja, es bedurfte noch der Arbeit mancher Jahre, bis sie so weit waren wie die Nachbauern an der Grinze und im Distelreich, die Bauern in Beuren droben oder in Waldstetten, in Oberstetten oder Meidelstetten, die vorerst noch mitleidig heruntersahen auf die zu Bernloh.

Dessen achteten die Bernloher nicht. Vor allem der alte Bern nicht. Er sah nur seine Reuthau und seinen Acker. Er hörte auch nicht, wie sie höhnisch prophezeiten, der Wald werde bald wieder über ihre Häuser herwachsen. Er hätte darauf ebensowenig achtgegeben, wenn er auch nicht schwerhörig gewesen wäre.

Dieses Übel trug er schon lange, und die Seinen dünkten es oft eine Not. Aber er war deshalb um so mehr bei seiner Arbeit.

So vernahm er es an diesem Brachetmorgen auch nicht, wie eine junge Frau, die schweren Ganges und mit Auf-

bietung aller Kräfte von den Häusern daherkam und ihm laut zurief: „Vater! . . . Höret doch, Vater!“

Es war die Frau seines Ältesten, der heute mit einem seiner Brüder in der Marbacher Mühle drunten im Tale war. Endlich stand sie vor ihm und veratmete schwer. „Von Beuren ist einer gekommen, die Ungern seien eingefallen, schlachten das Vieh und zünden die Häuser an! Wir müssen in den Spitzwald, sagen alle, auch die Mutter, sie packt das Nötigste zusammen und holt mit dem Diet das Vieh und das Roß auf der Weide. Du sollst mit mir vorausgehen! Am Spitzwald sollen wir auf sie warten!“

Der Alte schüttelte den Kopf und hackte weiter.

„Du mußt mit, die Ungern verschonen niemand und nichts!“

„Geh du nur!“ sagte der Alte mit einem väterlichen Blick auf die Söhnerin, die gesegneten Leibes war. „Geh du nur, ich bleibe.“

Die Söhnerin bat den Alten noch einmal inständig, er möchte mitkommen.

„Hast schon gehört. Du darfst nit bleiben, geh!“

Das junge Weib schritt mühsam mit einem Bündel in der Hand über den Acker weg. Der Alte hackte weiter, als ob nichts in der Welt wäre als sein Acker.

Der Spitzwald nahm die Bernloher Flüchtlinge auf. Die Frauen trugen die wenigen eilig zusammengerafften Habseligkeiten, Leinwand, Kochgeschirr, Brot, Fleisch und Mehl in schweren Päckchen auf dem Kopf, oder waren diese neben rasch mit Saatgut gefüllten Säcken den Pferden und Eseln aufgeladen, welche die Männer mit lauten Zurufen zur Eile anhielten. Die Alten und die Kinder trieben das Vieh. Die Frauen trugen schwer an ihren Lasten und vermochten kaum mitzukommen.

Die Bernin schritt als letzte. Sie hatte ihren Mann und die Söhnerin, die am Waldrand ihrer hätten warten sollen, nicht angetroffen und blickte nun immer wieder zurück, ob sie nicht nachkämen, vielleicht mit ihrem Jüngsten, dem Diet, den sie um einiger vergessener Dinge willen noch einmal ins Dorf zurückgeschickt hatte.

Der rannte nun keuchend daher und berichtete, daß er die beiden nirgends gesehen hätte. Vielleicht seien sie schon vorausgegangen. Daran zweifelte die Bernin. Der Söhnerin fiel doch jetzt das Gehen so schwer. Das Kind mußte ja bald kommen. Ach Gott, wenn . . . ! Sie mochte es nicht ausdenken. Wenn der Schrecken . . . !

Nun schimmerte das helle Licht einer Waldblöße zwischen den Buchenstämmen durch. Hier hauste der Köhler, bei dem sie sich bergen wollten.

Er stach eben mit seiner Eisenstange in den rauchenden Meiler. Gleichmütig blickte er aus den großen Augen seines schwarzen Gesichtes, darin gleich einem Urwald ein mächtiger Vollbart wurzelte. Er hörte ruhigen Blickes die üble Kunde. „Da herein finden sie nit. Für das Vieh und die Pferde gibt es in der Nähe eine Weide. Folget!“

Unter der Tür zur Hütte erschien nun des Köhlers Weib. Die alte Bernin, die als letzte gekommen war, trat zu

ihr her. „Ist mein Mann nit gekommen mit der Söhnerin?“ Die Köhlerin verneinte. Seit acht Tagen sei überhaupt niemand bei ihnen gewesen.

„Ich muß zurück und sie suchen!“ sagte die Bernin. Rasch legte sie ihren schweren Pack ab und ging auf dem von Mensch und Tier getretenen Pfad zurück. Ein Mädchen begleitete sie. Ihr Diet brachte mit den Männern und Burschen das Vieh auf die Weide.

Die anderen Frauen, die Mädchen und Kinder ließen sich neben der Hütte nieder und aßen von dem mitgebrachten Brot. Kaum sprachen sie ein Wort. Ihre Blicke fielen immer wieder furchtsam auf den Weg, den sie gekommen waren, oder lauschten sie, ob die Männer nicht bald zurückkehrten.

Plötzlich lief in großen Sätzen das Mädchen daher, das die Bernin begleitet hatte. Die Alte folgte keuchend.

„Die Ungern kommen, zwei Reiter, wilde Männer!“

Die Rastenden fuhren empor, rafften ihre Habe zusammen, nahmen die Kinder auf den Arm und eilten tiefer in den Wald hinein.

Die Köhlerin, die ihr Haus nicht allein lassen wollte, stellte sich unter die Türe, die alte Bernin veratmete auf einem Holzklötz daneben.

Plötzlich ritten auf dem notdürftig getretenen Pfad zwischen den Buchen zwei Reiter mit umgehängten Bogen auf kleinen struppigen Pferden hintereinander gegen das Haus her. Aus den gelben, schmutzigen Gesichtern brachen starke Backenknochen. Dicke Strähnen ineinander verklebten schwarzen Haares fielen über die Stirnen. Bunte, irgendwo geraubte Gewandstücke hielt ihnen ein Gürtel um den Leib zusammen. Mit ebenfalls irgendwo gestohlenen farbigen Fetzen hatten sie die Beine umwickelt.

Beim Anblick der garstigen Reiter entwichen die beiden Frauen nun ebenfalls in den Wald. Die Köhlerin barg sich hinter einer dicken Buche, wo sie das Haus im Auge behalten konnte.

Die Reiter glitten rasch von den Pferden und stürmten mit wildem Geschrei auf die Köhlerhütte los, wo sie den am Giebel notdürftig angehängten Stall alsbald entdeckten. Gierig drangen sie ein.

Nun lief die Köhlerin hinter ihrem Baum hervor, riß ein Scheit aus dem Feuer, und als die Räuber mit ihrer einzigen Geiß aus dem Stalle kamen, schlug sie dem ersten das brennende Scheit auf den Kopf. „Köhler, Hilfio!“ rief sie und schwang erneut ihre Waffe.

Der zweite Kerl riß den taumelnden Genossen zur Seite. Aus dem Walde hörte man Stimmen. Das weckte den Getroffenen. Er eilte mit dem andern zu den Pferden. Die Stimmen kamen näher. Man vernahm schon die Schritte der Männer.

Der nichtverwundete Reiter half seinem Gefährten rasch aufs Pferd, wo der gleichsam in dem Sattel Geborene seine Kräfte völlig wiederfand. Auch der gesunde Reiter schwang sich auf sein Roß und jagte dem andern nach. Inzwischen waren die Männer auf die Waldblöße gekommen, der junge Diet als erster.

„Wo der Vater wohl ist?“ fragte die Bernin besorgt.
„Und die Söhnerin? Ich muß nach ihnen suchen.“
„Mutter, ich geh' mit!“ rief Diet.
„Ich auch“, sagte der Köhler. „Man muß sowieso auskundschaften, ob die zwei Teufel nit andere herbeiholen.“

Noch einige Männer schlossen sich an, und vorsichtig spähend schritten sie durch den Wald. Dann und wann ging einer seitab und rief den Namen Berns und der Söhnerin. Aber es kam keine Antwort.

Langsam traten sie aus dem Wald. Da versagten ihre Füße den Schritt. Entsetzt blickten sie einander an. Hinter dem ansteigenden Buarain stiegen dicke Rauchwolken auf. Weil den Unholden keine Beute in die Hände gefallen war, hatten sie Feuer angelegt.

Der Köhler ging in den Wald zurück, die traurige Kunde zu vermelden. Die andern stiegen mit müden Schritten den Buarain hinauf und erblickten zu dessen Füßen ihre brennende Heimat, die sie in den letzten fünf Jahren so mühsam aufgebaut hatten. Die Ungern ritten eben davon, in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

„Wo aber ist Bern und die Söhnerin?“ sagte aus tiefster Angst die Alte. Man sah wohl auf den Acker vor dem Hölzle hinunter; aber man entdeckte keinen Mann, der mit wuchtigen Hieben der nimmermüden Reuthau darauf hantierte.

„Diet, komm! Der Vater!“ Von schwerer Sorge getrieben, schritt die Bernin dem Sohne voran.

Nun standen sie neben dem Hölzle und konnten den Acker überblicken. Zu unzähligen Haufen waren die herausgegrabenen Wurzeln geschichtet. Was aber lag dort zwischen ihnen? Die Augen der Bernin wurden groß, ihr Atem ging schwer. Ein Mann! Und noch einer! Hatte nicht der eine die langen grauen Haare ihres Bern?

Die beiden eilten vollends hinzu. Bern lag, einen Pfeil im Rücken, mit dem Gesicht auf dem Boden. Daneben ein Unger, in der Stirn eine klaffende Wunde.

Mit seiner Reuthau hatte wohl der Alte sich und seinen Acker gegen den gelben Unhold aus dem Osten verteidigt und war dann hinterrücks von einem zweiten, den er nicht hatte kommen hören, durch einen Pfeilschuß getötet worden.

Mit behutsamen Händen legten sie den toten Vater auf den Rücken. Die Augen vermochte man ihm nicht mehr zu schließen. Seltsam fremd und fordernd blickten sie in eine unbegreifliche Ferne.

„Hast du's nit gehört, Mutter, im Hölzle hat es gerufen?“ fuhr nun Diet auf.

Die Mutter schüttelte langsam den Kopf und legte des toten Mannes Arme zurecht. Liebevoll strich sie ihm über den Leib. Dann glitten ihre Blicke, indem sie gütige Worte flüsterte, von dem Toten über den Acker zu der Brandstätte der zerstörten Heimat und blieben in der Weite haften, als suche ihre Seele Ankergrund im Unerschlichen und Unendlichen. Diet wagte kaum zu atmen.

„Hilflo!“ drang es nun laut aus dem Hölzle. Da rannte der Bursche davon. Auch die Bernin hatte es gehört und erhob sich. Traf sie noch ein zweites Unglück? Hatten sich die Unholde auch an der Söhnerin vergriffen? Sie ging, so rasch sie es vermochte, dem eilenden Diet nach. Und ...?

Drinnen im Hölzle saß, mit dem Rücken an einen grünemoosten Fels gelehnt, die Söhnerin, und in ihren Armen lag, in ein Tuch gewickelt, ein neugeborenes Knäblein, das mit den ersten Lauten, innig vereint dem Piepen einer jungen Vogelbrut irgendwo im heimeligen Gebüsch des Waldes, sein Leben der Welt kundtat.

„Es hat mich auf einmal überkommen, und ich hab' nit mehr weitergehen können“, sagte die Söhnerin, „da hab' ich hier Zuflucht gesucht. Da unter dem Baum bin ich gegessen, weiß nit, ob ich wach gewesen bin oder geträumt hab'. Eine holde Frau ist zu mir gekommen. Wie die Sonn' ist ihr Gesicht gewesen. Sie hat mich an die Schulter gerührt und mich angelächelt, als hätt' sie sagen wollen, es werd' alles gut ... Und dann ... dann ...!“ Sie deutete auf das Kind in ihrem Schoß und der Sonnenschein des Mutterglücks ging über ihr bleiches Gesicht. „Und die holde Frau?“ fragte atemverhalten die Bernin. „Man hat wüstes Schreien gehört ... Vielleicht die Ungern! Da ist sie an den Waldrand vorgeschritten, ich hab' nit Angst gehabt; und als es ruhig geworden ist, hat man sie auf einmal nit mehr gesehen.“

Als der junge Bern am Abend aus der Mühle kam, setzte er Weib und Kind auf sein Pferd und brachte sie zu ihren Eltern ins nahegelegene Meidelstetten. Auch die alten Frauen und Kinder, die bei der Arbeit noch nicht Hand anlegen konnten, wurden in den Nachbardörfern und -höfen aufgenommen. Die Männer aber gingen ans Werk, die Häuser des jungen Bernloh wieder zu errichten. Die Nachbauern halfen ihnen, auch die von Beuren, deren Häuser wohl ausgeplündert, aber nicht angezündet worden waren.

Den alten Bern hatten sie vom Acker hereingetragen und alle hatten das Geleit gegeben. Hinter der Brandstätte seines Hauses gruben sie ihn in die Erde, und neben ihm sollten einmal später alle ruhen, die in Bernloh ihr Leben beschlossen.

Wir legen unseren Lesern mit dieser Erzählung das etwas gekürzte Eingangskapitel von Hans Reyhings Dorfroman „Solange die Erde steht“ vor, den der Dichter zu seinem 75. Geburtstag der großen Gemeinde seiner Leser und Freunde zum Geschenk gemacht hat (Gerhard Heß Verlag, Ulm a. D., DM 8.80). Wir kommen auf das Buch ausführlich zurück. – Mit dem Abdruck des ersten Kapitels wollen wir dem hochverdienten Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes, dem langjährigen Herausgeber des Schwäbischen Heimatkalenders, dem heimat- und volksverbundenen Dichter unsere Verehrung darbringen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihm noch viele Jahre froher Schaffenskraft beschieden sein mögen zu Nutz und Frommen unserer schwäbischen Heimat.

Schwäbische Reisende in England

Von Karla Johns

Erst seit dem 15. Jahrhundert beginnt England aus dem Nebel der Unkenntnis emporzutauchen, der die Insel für die Bewohner des Festlandes beinahe undurchdringlich umgab. Denn seit dieser Zeit existieren Reisebeschreibungen, die ein wenn auch noch etwas verschwommenes Bild von Land und Leuten malen und eine gewisse Vorstellung von den Sitten und Gebräuchen des Inselreiches möglich machen. Gerade die schwäbischen Berichte gehören – wenigstens zur Renaissancezeit – zu den häufigsten und ergiebigsten, wie denn auch die Beziehungen zwischen England und Schwaben zwischen 1558 und 1603, der Regierungszeit der Königin Elisabeth, besonders rege waren.

Aber schon ein Jahrhundert früher, im Jahre 1457 treffen wir einen schwäbischen Reisenden in England, nämlich Jörg von Ehingen (1428–1508), den man wohl als den letzten schwäbischen Ritter bezeichnen kann. Denn schon der Titel seines Lebensberichts: „Reisen nach der Ritterschaft“ (1600 zu Augsburg gedruckt) verrät, daß er seinen Stand noch ganz im Sinne des Mittelalters auffaßte und in ritterlichen Kämpfen und kriegesischen Abenteuern seinen Beruf sah, obwohl der getreue Ratgeber des Grafen Eberhard im Bart später hohe Verwaltungs- und Regierungsposten versah und wir ihn 1468 in der interimistischen Landesverwaltung und 1480 als Obervogt von Tübingen wiederfinden. Er stammte aus einem oberschwäbischen Geschlecht und war eines der hundert Kinder gewesen, die mit ihren fünf Elternpaaren friedlich auf der Burg Hohenentringen aufwuchsen, wie er in seiner Biographie schreibt. Seine Reisen führten ihn über Rhodos und Zypern bis ins Heilige Land. 1456 nahm er als Hauptmann teil am Kampf gegen die heidnischen Sarazenen vor Ceuta, wo er in einem Zweikampf mit deren Anführer den Feldzug entschied. 1458 besuchte er auf der Rückreise von Spanien die Höfe von England und Schottland. Leider wird an dieser Stelle sein sonst so anschaulicher, wenn auch etwas unbeholfener Bericht äußerst lakonisch und wir erfahren nur, daß König Heinrich VI. ihn sehr freundlich aufgenommen und ihm „sin orden gesellschaft“ gab. Am schottischen Hofe erwies man ihm mit Jagden und Turnieren besondere Ehre, da er in seiner Jugend der Schwester des Königs, der Gemahlin Herzog Sigismunds von Österreich, als Page gedient hatte, und beschenkte ihn mit Kleinodien, Zelten, einem Hengst und dreißig Dukaten. Im Anschluß an seinen Bericht finden sich die Porträts sämtlicher Potentaten, die er persönlich aufgesucht hatte, darunter auch die Heinrichs VI. und Jakobs II., die er nach mitgebrachten Skizzen von einem heimischen Künstler hatte anfertigen lassen.

Über ein Jahrhundert verging, bevor der nächste schwäbische Reisende, von dem wir Genaueres wissen, englischen Boden betrat. War sein Vorgänger der Exponent einer versunkenen Epoche gewesen, so ist Samuel Kiechel aus Ulm (1563–1619) ein Repräsentant des eben heraufkommenden Kapitalismus. Als er 1585 die Englandreise unternahm, an die sich weitere Fahrten in die skandinavischen Länder, nach Italien, Afrika und Kleinasien anschlossen, war er ein wohlhabender, unabhängiger junger Mann. Auch Geschäftsinteressen schienen ihn nicht auf die Insel geführt zu haben, was bei einem Bürger einer mit Wolle handelnden Stadt nicht ausgeschlossen gewesen wäre, sondern allein der Wunsch, die Welt zu sehen und sich zu bilden. Da Kiechel ein Tagebuch führte, sind wir über alle Einzelheiten seiner englischen Reise, die in dem historisch bedeutsamen Augenblick des britisch-spanischen Wettkampfs um die Vormacht in der Welt unternommen wurde, im Bilde. Als widrige Winde den Reisenden über einen Monat in Vlissingen festhielten, spielte sich ganz in seiner Nähe die Belagerung Antwerpens durch Albas Truppen ab. Die Hilfskräfte, die Elisabeth vertragsgemäß den Niederländern zu senden hatte, kamen zu spät. Kiechel berichtet als Augenzeuge: „es kamen täglich Schiffe aus England mit Soldaten, welche Antwerpen entsetzen sollten, doch war es allbereits zu spät, denn sie sich unterdessen an den König von Hispanien ergeben.“ Als ihm die Überfahrt endlich geglückt war, kam er erst um Mitternacht in London an, und mußte froh sein, daß ein Französisch sprechender Pastetenbäcker, der, weil es Samstag war, noch zu tun hatte, ihn bei sich unterbrachte. Erst am nächsten Tage bezog er Quartier im „Weißen Bär“, dessen Wirt Holländer war und für gewöhnlich die Deutschen beherbergte. Kiechel verbrachte etwas mehr als zwei Monate in London. Sein ursprünglicher Plan, auch nach Schottland und Irland zu reisen, scheiterte daran, daß die Pest dort sehr heftig wüten sollte. Doch fand er die Hauptstadt recht unterhaltend: „ein Fremder hat sonsten wohl Kurzweil in England, sonderlich zu London“ und er bedauert, daß er der Unkenntnis der Sprache wegen die königlichen Schauspieler nicht habe verstehen können. Er ist aber der erste, der die elisabethanischen Theater mit ihren drei übereinandergebauten Rängen beschreibt. Auch erwähnt er ihre hohen Einnahmen, die verdoppelt würden, „wenn sie etwas Neues agiern, was zuvor nicht gehalten worden.“ Von den Sehenswürdigkeiten ließ er keine aus. Damals gehörten dazu vor allem Westminster Abbey und Whitehall, das aber insofern eine Enttäuschung war, als die kostbaren Gobelins und Teppiche in Abwesenheit der Königin alle entfernt zu

werden pflegten, und er nur die nackten Wände vorfand. Selbstverständlich gab er sich die größte Mühe, die Königin zu Gesicht zu bekommen. Nach zwei vergeblichen Versuchen gelang es ihm schließlich beim drittenmal in Richmond. Als er um die Vesperzeit dem Wasser zuing, um nach London zurückzufahren, trat sie gerade aus dem Palast heraus, und spazierte mit ihren Räten auf der Terrasse hin und her, während sie Audienz erteilte: „und kam unter andern ein Hamburger Schiffer, welchem die Englischen Gut oder Waren zur See abgenommen hatten, der tat ihre Majestät einen Fußfall, doneben präsentiert er ihr eine Supplikation und waren wir so nahe bei ihr, daß wir sie den Schiffer hörten fragen, ob er englisch und dann auf französisch, ob er französisch könnte“, da er den Kopf schüttelte, gab die Königin die Bittschrift einem ihrer Räte. Auch war da viel Volks, die hoben die Hände auf und riefen „God save the guene“. Leider beschreibt uns Kiechel die Majestät nicht genauer.

Auch die Wahl und Einsetzung des Lord Mayor von London erlebte Kiechel und gibt von der Zeremonie, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, eine lebendige Schilderung. Auf den Kaufmannssohn macht natürlich auch die Börse einen großen Eindruck: „Es haben die Kaufleut zu London ein schön Ort, do sie täglich zusammenkommen, das wird genannt die Börs, ein vier-eckig Haus, in demselbigen ein schöner Hof, an den vier Seiten rings umher gewölbt, damit sie vom Regen trocken wandeln mögen, oben auf dem Haus verkauft man allerlei Krämerei.“ Sehr wenig gefällt ihm die Art, wie dort die Übeltäter gehenkt werden: „sie haben keinen besonderen Nachrichter, sondern nehmen einen Fleischhacker oder Metzger, welchen es befohlen wird, der muß solches verrichten. Nun will ich wohl glauben, daß zum öftermalen ein redlich Mann dazu genommen, dem es sehr beschwerlich und ein groß Leid dorab trage.“ Der arme Sünder bleibt, auch während man den Strick um seinen Hals legt und am Balken befestigt, auf seinem Karren, der dann schnell unter ihm weggezogen wird „so er nun Bekannte oder Verwandte hat, helfen sie ihm vollends den Marter ab, ziehen ihn bei den Füßen, damit er desto eher ersticke“. Bemerkenswert scheint sowohl ihm, als andern Reisenden, daß die Stadt London nicht befestigt und verschlossen ist. Und wie keiner vor oder nach ihm unterläßt er es, die Schönheit der Frauen zu bewundern: „Item gibt es ein holdselig und von Natur mächtig schön Weibsbild, als ich in meinen Augen kaum gesehn, da sie sich nicht anstreichen und färben, als wohl in Italien und an andern Orten.“ Nur findet er, daß sie mit ihren drei übereinandergezogenen Röcken etwas plump wirken. Schon Erasmus von Rotterdam hatte sich darüber aufgehalten, daß man die englischen Frauen und Mädchen mit Küssen begrüßen müsse, welche Sitte auch noch zu Kiehels Zeiten bestand und von ihm gern wahrgenommen wurde: „und do es einer nicht tut, wird es ihm als ein Unverstand und Grobheit geachtet und

zugemessen!“ Die englischen Herbergen finden sein volles Lob: „pflegen auch Kamin zu haben in den Kammern; so es kalt oder naß Wetter, kann sich einer bald erwärmen und trocknen... Ofen brauchen sie nicht, dann es schlechte Kälte gibt, kommt auch wunder-selten, daß es bei ihnen schneit oder hart gefriert.“ Wie genau Walsingham aufpaßte, daß keine unerwünschten Elemente die Insel betraten, erhellt daraus, daß, wie Kiechel berichtet, jeder Fremde im Hafen nach dem Woher und Wohin befragt wurde, und daß alle mitgeführten Briefe, sogar die der Kuriere vorgezeigt werden müssen, auch Devisenbestimmungen existieren schon: niemand darf mehr als 10 Taler gemünztes Geld ausführen und alle Schmuckstücke müssen offen getragen werden. Werden solche bei jemandem versteckt vorgefunden, konfisziert man sie.

Kurz vor seiner Abreise verbreitet sich in London die Nachricht, „daß der Capitän Draco (Drake) abermalm ein stattlich Beut bekommen, ein groß Schiff, so aus India kam und nach Spanien wollt, welches er erobert und dorinnen bekommen haben sollte: es folgt nun eine märchenhaft anmutende Aufzählung der Schätze in Gold, Silber und Perlen, es ist der „Tribut, den ein Teil von den Indiis de Peru dem König von Spanien zu geben pflegen“. So vollzieht sich auch die Abreise für Kiechel im Zeichen der englisch-spanischen Auseinandersetzung. Ihren Höhepunkt bildet bekanntlich die Besiegung der spanischen Armada 1588, deren Trümmer die nächsten schwäbischen Reisenden auf ihrer Überfahrt bei Dover noch zu sehen bekamen: „und waren (wir) über das Ort gesegelt, da vor wenig Jahren die sehr starke spanische Armada von der englischen Schiffmacht angriffen, geschlagen und getrennt worden, wie wir dann alle derselbigen Schiff am Ufer liegende gesehen“. Der das schrieb, war Jakob Rathgeb, der 1592 seinen Herrn, den Grafen Friedrich von Mömpelgard – der im folgenden Jahr die herzogliche Würde erlangte – auf dessen Englandreise begleitete und in seiner „Badenfahrt“ (1602 gedruckt zu Tübingen) eine sehr farbige Schilderung davon entwarf. Der eigentliche Zweck der Reise, die Bewerbung um den Hosenbandorden, wird darin mit keiner Silbe erwähnt, vielleicht weil dieses Ziel damals nicht erreicht wurde. Auch uns soll diese Angelegenheit, die schon mehrfach erschöpfend behandelt wurde, nicht beschäftigen: wir richten unser Augenmerk vor allem auf das, was die schwäbischen Reisenden für erwähnenswert gehalten haben, Dinge, die als nicht zum Thema gehörig sonst vielfach unter den Tisch gefallen sind, die aber zeigen, wie merry old England sich in den Augen der deutschen Zeitgenossen spiegelte.

Der Herzog reiste, wohl um bei der Königin Eindruck zu machen, mit großem Gefolge „zwo Gutschen und ettlichen raisigen Pferden“. Am 9. August landete die Gesellschaft bei Dover, dessen weiße Kreidefelsen nicht unerwähnt bleiben. Der Ritt nach Gravesend ging mühsam von statten „weil in derselbigen Landtsart die Sättel so klein und allein mit bloßer Haut oder Leder über-

zogen und also bloß und hart zu postieren, vorab wer schwer und groß Leibs ist". Ein Muster wird später mit heimgenommen. Von dort ging es auf der Themse bis nach London weiter. Hier konnten die Reisenden die große Zahl von Schwänen bewundern, die so zahm sind „daß einer sie schier anrühren kann, aber bei Leib Straff verboten, keinem Schwan etwas zu tun“, weil die Königin sie jedes Jahr für die Bedürfnisse ihres Haushalts rupfen läßt. In London nimmt man beim niederländischen Postmeister Herberge, die die „Dutch Post“ genannt wird. Bis zum Zustandekommen der ersten Audienz bei der Königin, die der französische Gesandte vermitteln will, vertreibt sich der Herzog die Zeit mit der Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. Das Gedränge auf den Gassen ist so groß, daß man kaum vorwärtskommt. Die niedere Bevölkerung ist fremdenfeindlich, wie übereinstimmend alle Reisenden berichten. Rathgeb führt das darauf zurück – und wohl mit Recht – daß selten jemand, und vor allem nicht die Handwerker, ins Ausland kommt. Auch stellt er fest, daß die Frauen hier viel mehr Freiheit haben, als anderswo „wissen sich auch dessen wohl zu gebrauchen, dann sie in Kleidung überaus prächtig“. Man hat ihm auch gesagt, daß manch eine auf der Gasse Sammet trägt, die zu Hause nicht einmal trocken Brot hat. Trinkwasser wird damals noch in hölzernen Butten von Haus zu Haus verkauft. Daß in dem Land kein „Weinwachs“ ist, bemerken die Schwaben sofort: der importierte französische bekommt ihnen gar nicht, hingegen schmeckt ihnen das Bier, von der „Farb eins alten Elsässer Weins“.

Unter den Gebäuden scheint auch ihnen die Börse merkwürdig, ebenso die große Zahl der Kaufleute „etliche hundert“ die man dort stets beisammen findet. London Bridge ist damals noch dicht mit schönen Häusern besetzt „die von vornehmen Kaufleuten bewohnt werden“. Auf dem Turm, der sie in der Mitte krönt, kann man noch die Köpfe der vierunddreißig Verschwörer sehen, die kürzlich hingerichtet wurden. Großen Eindruck machen in Westminster Abbey die spätgotische Kapelle Heinrichs VII. und der uralte Krönungsstuhl, aber auch die Geistlichen, die in weißen Chorröcken „gleichsam wie Papisten ein Chor gegen den andern gesungen, und auf der Orgel musizieren lassen“.

Endlich kommt der Tag heran, an dem die erste Audienz bei der Königin festgesetzt ist. Der Herzog läßt noch schnell sein ganzes Gefolge in schwarzen Samt kleiden und macht sich nach Reading auf, wo die Königin Hoflager hält. Sie empfängt in einem unansehnlichen Gemach, aber umgeben von ihren vornehmsten Räten und Hofdamen und unterhält sich mit ihm längere Zeit. Zu Rathgeb's Genugtuung werden die Junker des Gefolges und darunter auch er mit hereingelassen, „ja vornehme englische Herren machten uns Platz und zogen uns herfür, damit wir die Königin desto besser sehen möchten, welches doch sonst anderen fremden ausländischen Gesandten Dienern nicht zu geschehen pflegt“. Zum Dank macht Rathgeb der Königin in seinem

Buch – das ihr 1602 sofort zugeschickt wurde und das sie wohl noch gelesen haben mag – außerordentlich schmeichelhafte Komplimente über ihr Aussehen und versichert, sie könne es mit ihren 67 Jahren noch mit einem Jungfräulein von 16 aufnehmen! Die Niederlage der Spanier war noch in aller Munde und wurde bei der Audienz natürlich auch berührt.

Auf der Rückreise nach London besucht der Herzog das königliche Schloß Windsor, wo er Gelegenheit findet, in den prächtigen Tierparks mit der Armbrust zu jagen, was in England selbst nach der Einführung der Feuerwaffe immer noch der Brauch ist. Dort besucht er auch den anglikanischen Gottesdienst, wobei ihm wiederum die papistischen Zeremonien auffallen, aber auch die herrliche Musik „sonderlich die Orgel war ganz künstlich, dann bald hörte man Zinken, Flöten, dann Zwerchpfeifen und andere Instrument erklingen: es sang auch ein kleines Knäblein so lieblich darein und coloriert dermaßen mit seinem Zünglein, daß es wundersam zu hören“. Die Musik spielt damals in England eine so große Rolle, daß bei der zweiten Audienz die Königin sogar dazu gebracht werden kann „daß sie eines auff ihrem Instrument, welches Saiten von Gold und Silber sind, sehr lieblich und kunstreich geschlagen“. Besuche an den beiden Universitäten Oxford und Cambridge, die gleichfalls unternommen werden, um eine Wartezeit zwischen den Audienzen zu überbrücken, hinterlassen keine tiefgreifenden Eindrücke.

Inzwischen scheint aber der Herzog durch sein hartnäckiges Werben um die Aufnahme in den begehrten Orden und durch seine Neigung, sich mit königlichen Pferden ohne Entgelt befördern zu lassen, nach und nach die Rolle einer komischen Figur gespielt zu haben. Sogar der Dichter Shakespeare wurde auf ihn aufmerksam. In den „Lustigen Weibern von Windsor“ finden sich Anspielungen auf einen gewissen „duke de Jamanie“ und „cosen Garmombles“ (Cousin Mömpelgard), die sich nur auf Friedrichs Besuch am englischen Hof beziehen können und die die Hofgesellschaft fraglos sehr ergötzt haben. Der Arme mußte noch vor seiner Abreise ein böses Abenteuer bestehn, als ihm unterwegs ein Engländer mit bloßem Schwert drohend entgegentrat; offenbar hatte er es in seinem Hinterhalt auf jemand anders abgesehen. Vor ihrer Einschiffung unterließen die Schwaben nicht, die berühmte englische Seemacht in Augenschein zu nehmen. Sie muß wahrlich einen imponierenden Anblick geboten haben: vierzig Kriegsschiffe, zum großen Teil armiert, lagen da beieinander, darunter auch das große Schiff der „englische Löw“ genannt, von welchem der mächtigen spanischen Armada vergangener Jahren großer Schaden zugefügt worden“. Das Schiff Drakes, mit dem der berühmte „merchant adventurer“ gerade von der „Insul Dominica“ zurückgekehrt ist, besichtigt der Herzog eingehend „ist ein sehr großes und starkgebautes Schiff . . . mag wohl einen Buff leiden“. Am Schluß seines Berichtes macht Rathgeb noch einige allgemeine Bemerkungen über das Inselreich. Nachdem er über das Klima

gesprochen hat, fügt er noch hinzu: „vil Hexen werden darinnen gefunden und beschicht offtermahn durch Hagel und ander Ungewitter großer Schaden.“ Es war dies im elisabethanischen England ein weitverbreiteter Aberglaube, den auch König Jakobs Dämonologie (1597) erwähnt.

Jakob Breuning von Buchenbach (aus dem bekannten Tübinger Geschlecht) ist der nächste schwäbische Reisende in England, wohin ihn Herzog Friedrich 1595 in Sachen seiner Ordensangelegenheit gesandt hatte. Sein Bericht beschränkt sich jedoch ganz auf den geschäftlichen Teil und erweitert unsere Kenntnis vom damaligen England wenig. Er hatte das Pech, bei dem allmächtigen Burleigh in den Verdacht zu geraten, er sei bezechet vor der Königin erschienen und muß sich daher in einem längeren lateinischen Brief, der noch erhalten ist, rechtfertigen. Der Glanz der Majestät habe ihn so geblendet, daß er seine wohl vorbereitete Rede vergessen habe und ins Stammeln gekommen sei, von Trunksucht sei er noch nie heimgesucht worden. Eine Rangstreitigkeit mit einem Grafen Solms, dem Abgesandten des Landgrafen von Hessen, entscheidet er zugunsten seines Herzogs, indem er den besseren Platz für sich in Anspruch nimmt, was vom ganzen Hofe bemerkt und ihm hoch angerechnet wird. Auch der Herzog nimmt davon Kenntnis und schreibt an den Rand des Berichtes „ist recht gewesen“! Zu seinem großen Schrecken äußert jedoch die Königin im Verlaufe der Audienz: „ego non recordor me absolute umquam tale aliquid promississe“). So muß auch er unverrichteterdinge wieder abziehen. Seinem Herzog bringt er einige Paar sehr schöne Handschuhe mit, etliche Bluthunde und Zeichnungen von Kaminen, die dem kunstliebenden Herzog dort besonders gefallen hatten. Die Abrechnung am Schluß des Berichtes gibt einen Begriff davon, wie teuer den Herzog die ganze Hosenbandangelegenheit zu stehen kam. Die Investitur erfolgte erst nach dem Tode Elisabeths im Jahre 1603, kurz nach dem Regierungsantritt Jakobs II. in Stuttgart, wo sie mit großem Pomp gefeiert wurde.

Die Reisen, die Prinz Ludwig Friedrich, der jüngere Sohn Herzog Friedrichs, 1608 und 1610 nach England unternahm, dienten ernsthaften politischen Zwecken: König Jakob I. sollte für die Union der protestantischen Fürsten gewonnen werden. Von der zweiten Reise existiert ein kurzer, französisch abgefaßter Bericht (das Manuskript befindet sich im British Museum) seines Sekretärs Hans Jakob Wurmser von Vendenheim. Im Gegensatz zu seinem Vater, dessen Auftreten in London die Spötter gereizt hatte, genoß der junge Prinz die allgemeine Achtung und Wertschätzung der königlichen Familie. Namentlich der jugendliche Prinz Heinrich widmete ihm viel Zeit. König Jakob lud ihn auf sein Jagdschloß in Thetford ein. Auf dem Wege dorthin verbrachte Ludwig Friedrich eine Nacht im berühmten Bett von Ware.

*) Ich erinnere mich nicht, je ein solches Versprechen gegeben zu haben.

At Ware was a bed of dimensions so wide
Four couples might cosily lie side by side
And thus without touching each other abide.

Auf dieses seltsame Möbelstück, in dem vier Paare bequem nebeneinanderliegen konnten, paßt auch Junker Tobias Rülps' Anspielung in „Was Ihr wollt“. Es befand sich im Gasthaus zum Sarazenenkopf in Ware und ist heute noch im Victoria-und-Albert-Museum zu sehn. In Thetford ritt man auf die Jagd und zur Reiherbeize. Der junge Herzog mußte den König begleiten, als dieser den Kormoranfischern bei ihrer Arbeit zusehn wollte. Dabei unterhielt sich der gelehrte Monarch mit ihm über die verschiedensten Themen. An diesem Tag, dem 8. Mai, traf dort die Nachricht von der Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich ein. Bei diesem Anlaß wurde König Jakob, wie der französische Gesandte berichtet, „plus blanc que sa chemise“!

In London verstrich die Zeit mit offiziellen Besuchen und Besprechungen. Die wenigen freien Stunden verbrachte der junge schwäbische Fürst mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten oder Teilnahme an Bären- oder anderen Tierkämpfen. Am 30. April besuchte er das Globetheater, „den gewöhnlichen Ort für Schauspiele“, um einer Aufführung des „Mohren von Venedig“ beizuwohnen. Dies ist das einzige Mal, daß ein Reisender aus Deutschland eine Shakespeare-Aufführung erwähnt. Leider bleibt es bei dieser lakonischen Notiz, wie denn überhaupt diese frühen Reiseberichte noch manche Wünsche offenlassen. Betrachtungen über den Charakter der Engländer und die Eigenart ihrer Verfassung suchen wir vergebens. Aber doch möchten wir sie nicht missen, weil sie so ein unverfälschtes Bild des zukunftssträchtigen, kraftstrotzenden merry old England überliefern. Der Zustrom von Reisenden aus Schwaben hört nun auf. Die der Insel benachbarten Länder, später begreiflicher Weise Hannover, stellen das größere Kontingent.

Fremdenverkehr im Allgäu

Auf einer kleinen Wanderung im Allgäu traten wir in ein großes Bauernhaus ein, weil eine Wolke drohend über uns hing und es anfang zu regnen. Es war Abend. Eben wurde gemolken. 23 Kühe standen in dem gepflegten, sauberen Stall. Ich fragte, ob man wohl ein Glas kuhwarme Milch bekommen könne. Ja, sagte die Melkerin, aber ich möchte doch zur Bäuerin in den Vorraum hinübergehen. Wir traten ein und ich trug meinen Wunsch vor. Die Bäuerin bot uns Platz an und holte ein Glas Milch im Stall. Es war ¼-Literglas. Dann bat ich noch um einen Bissen Brot. Es war gewiß nicht mehr als für 2-3 Pfennige. Geschenkt wollte ich nichts und ich fragte daher nach meiner Schuldigkeit. Das Liter Milch wird an der Molkerei mit 28-30 Pfennig bezahlt. Ich war also, so überschlug ich, 10 Pfennig schuldig. Das Doppelte wäre 20 Pfennig. Aber die Bäuerin besann sich einen Augen-

blick und sagte: 50 Pfennig. Das war der Preis vielleicht im ersten Hotel Europas. Ich bezahlte und wir brachen etwas frostig auf, nicht wegen des Geldes, sie soll es haben, sondern wegen der Gesinnung. Auf dem Weg in unser Gasthaus trafen wir einen jungen Bauern, der die Milch auf einem Wägelchen zur Molkerei brachte. „Wieviel Kühe haben diese Milch geliefert“, fragte ich ihn. „Acht“, war seine Antwort. Ich erzählte ihm mein Erlebnis. Da sagte er: „Sie waren halt bei einem Großbauern.“ – Wie verschieden sind doch die Bauersleute, dachte ich. Einstens gab es überall so etwas wie Gastfreundschaft.

Schw.

„Sein Werk gehört der ganzen Welt“

Zu dem Gedenkbuch für Paul Bonatz

Daß Paul Bonatz, der am 20. Dezember 1956 verstorbene große deutsche Baumeister und langjährige Ordinarius der Architekturabteilung der Technischen Hochschule Stuttgart, nicht tot ist und in seinem Werk weiterlebt, bekundete als Zeugnis tiefempfundener Dankbarkeit die von der Stuttgarter Hochschule am 27. Januar veranstaltete Akademische Trauerfeier für ihren außergewöhnlichen Lehrer, den Künstler und Menschen Bonatz. Als Fortsetzungsband Nr. 23 der von der Technischen Hochschule Stuttgart herausgegebenen Reihe „Reden und Aufsätze“ erscheint soeben in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart ein Gedenkbuch zu Ehren Paul Bonatz', das gesammelt alle bei der Beisetzung und bei der erwähnten Akademischen Trauerfeier für den großen Lehrmeister und Baukünstler gesprochenen eindrucksvollen Reden und Nachrufe vereinigt: ein Gedenkbuch des Dankes und der Verehrung, das nochmals die reiche Persönlichkeit des Dahingeshiedenen der Nachwelt lebendig vor Augen führt.

Paul Bonatz verschaffte der Architekturabteilung der Technischen Hochschule Stuttgart, deren Ordinarius er schon 1908 wurde, europäischen Ruf und Rang. Seit seiner Berufung durch Theodor Fischer, dessen Nachfolger er wurde, umfaßte seine akademische Lehrtätigkeit allein in Stuttgart achtzig Semester! 1943 wird der 66jährige als Berater des staatlichen Planungsamtes und später als akademischer Lehrer nach Istanbul in der Türkei berufen und kommt dort als erster fremder Architekt zu höchsten Ehren. Als Bonatz am Tag des Kriegseintritts der Türkei gegen Deutschland zum türkischen Staatspräsidenten ging und fragte, was nun mit ihm als Deutschem geschähe, erhielt er die Antwort: „Sie haben nichts zu befürchten, Sie gehören der ganzen Welt.“ 1952 hatte ihn die Stuttgarter Hochschule mit der Ernennung zu ihrem Ehrenbürger geehrt: er hat deren Rang und Ruf gemehrt und seiner Fakultät einmaligen leuchtenden Glanz verliehen. Aber trotz all der vielen Ehrungen und Auszeichnungen blieb er immer der bescheidene Mensch. So wird Paul Bonatz bei seinen Tau-

senden von Schülern als Mensch und Freund unvergessen weiterleben. In die Geschichte der Baukunst ist längst sein Werk eingegangen.

Für ein Gedenkbuch eines bahnbrechenden Baumeisters wie Bonatz versteht sich die Beifügung von Bildern seiner wichtigsten baulichen Schöpfungen von selbst. So ist die Schrift zu einem umfangreicheren Gedenkbuch angewachsen, das noch mehr einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Neueren Baukunst leistet. Neben 17 in der Hauptsache erstmals veröffentlichten Bildtafeln, darunter einem lebenswahren Porträt des Meisters aus seiner türkischen Zeit, kommt auch der treffliche Zeichner mit vielen in den Text eingereihten Federzeichnungen nochmals zu Wort.

Den einleitenden Worten des Rektors Professor Dr. Bader folgen die feingefühlten Abschiedsworte Professor Dr. Paul Schmitthenners, der bei der stillen unauffälligen Beisetzung an der Bahre auf dem Waldfriedhof am Vormittag des Heiligen Abend seinem besten Freund in einer sehr persönlich gehaltenen Gedenkrede letzten Dank sagt und zum Schluß seiner Worte den viel zu früh geschiedenen Künstler und Menschen Bonatz selbst mit Bekenntnissen aus dessen bekanntem Vermächtnis „Leben und Bauen“ sprechen läßt. Angereiht sind weiter die Nachrufe bei der Feierstunde der Akademischen Trauerfeier durch den Rektor Professor Dr. Bader und den Kultusminister W. Simpfendorfer. Weitausholend umzeichnet in einer formvollendeten Gedenkrede Professor Hans Volkart, der Dekan der Fakultät für Bauwesen, die einmalige Persönlichkeit, das reiche, von seltenem Erfolg gesegnete Leben und besonders das menschliche Bild des Verstorbenen. Den Abschluß bildet der Nachruf des Dekans der Fakultät für Architektur an der Technischen Universität Professor Soylemezoglu, der in warmen Worten den verstorbenen Meister als einen der vielen Pioniere ehrt, die für die deutsch-türkische Freundschaft und Kulturgemeinschaft sich einsetzten. Zu den hohen Eigenschaften als Künstler, zumal er von seinen türkischen Studenten als unermüdlicher und unerschöpflicher Quell vergöttert wurde, tritt auch der gute, geistreiche Freund von höchstem menschlichen Range. Auch in der Türkei, die Bonatz als seine zweite Heimat liebte, werden noch später viele meisterhaft geformte Bauwerke von dem segensreichen Wirken dieses begnadeten deutschen Mannes zeugen.

Am Schluß des Buches geben Bonatz' Lebensdaten, chronologisch geordnet, einen Überblick über dessen ungewöhnlich vielseitiges Schaffen. Nicht nur den vielen Tausenden von Schülern, die dem Lehrer Paul Bonatz während ihrer Studienjahre nahegekommen sind und ihn als väterlichen Freund, ja als einen wahrhaften Führer zu ihrem gewählten Lebensberuf schätzen lernten, auch jedem künstlerisch Schaffenden wird das vorliegende Gedenkbuch eine kostbare Gabe und ein letztes Erinnerungsbuch als großartiges Spiegelbild eines vollendeten Lebens von hohem Wert bleiben.

Walter Weber

Gustav Weißhardt, Regine und der Knecht. Ländliches Lustspiel in vier Aufzügen. Stuttgart 1956.

Mindestens einmal im Jahr verschicken die Laienspielverlage ihre Kataloge, und das Angebot ist so reichlich und vielseitig, daß es einer eigenen Fachzeitschrift bedürfte, all die Stücke kritisch zu mustern. So kann es sich hier auch nicht darum handeln, ein einzelnes Stück jener Auswahl empfehlend herauszustreichen; vielmehr möchte der Rezensent das ihm vorgelegte Büchlein dazu benützen, einige grundsätzliche Anmerkungen zu machen, die nicht nur dieses einzelne Spiel, sondern eine ganze Gattung von Spielen begleiten können.

1. „Regine und der Knecht“ – Regine ist die Tochter eines angesehenen Bauern, der Knecht ist – „natürlich“, möchte man sagen – in Wirklichkeit gar kein Knecht, sondern der Erbe eines stattlichen Hofes. Wird also zwar darauf verzichtet, die Standesgrenzen zu sprengen und das happy end wie in Stücken älterer Prägung durch einen Adelsbrief zu erzwingen, so herrscht doch innerhalb der Standesgrenzen das gleiche Prinzip. Die scheinbar realistische Abschilderung ländlichen Lebens ist also tatsächlich überhöht und umgebogen, und man könnte fragen, ob es nicht doch realistischer war, das Glück durch den Ausgriff in einen andern Stand herzustellen.

2. Jedenfalls ist die Darstellung ländlicher Arbeit und ländlichen Feierabends durchweg stilisiert. Zwar wird das Bauernmädchen an städtischen Idealen gemessen – „Und Arm hat sie, so fest und rund und weiß; eine von der Stadt dürfte sich net dran schämen“ –, aber ansonsten wird ländliche Gesundheit städtischem Verfall entgegengestellt. Man will keine Schreiberseele, sondern einen Bauernschultes (Regines Vater), der Knecht steht heroisch im Hagelwetter, bändigt die Rosse und tut „nen Juh-schrei“, so hat ihn sein Leben gefreut; und selbst der bauerliche Kinderreichtum wird bramarbasierend mit der hagestolzen Einsamkeit des dörflichen Krämers verglichen. Es verdient Beachtung, daß dieses allzu blonde und blauäugige Bauerntum in einer Zeit die Bühne erobert, in der die Wirklichkeit ganz anders aussieht. Es sind „Pendler“ und es ist mancher Fabrikarbeiter, die sich an diesen Stücken ergötzen – so wie sich die Bauern alten Schlags an den Ritterstücken ergötzen.

3. Zu dieser Ausrichtung gehört auch das religiöse Kolorit und der moralische Ton. In unserem Stück ist beides noch verhältnismäßig zahn – wenn es auch auffallend ist, wie eine alte Magd den Schöpfer preist, weil er die schönen Blumen gemacht hat, oder wie Regine beim Wettersegnen um den Knecht Georg bangt. In andern Stücken drängt sich dieses Kolorit bis in die Titel – „Das Kreuz am Waldesrand“ möge für viele stehen.

4. Mehr als in allen inhaltlichen Bezügen verrät sich ein Stück in seiner Sprache. Auffallend, wie stark auch diese Sprache überhöht ist. Regine sagt: „Den Odem nimmt's mir weg!“, und die Bäuerin meint vom neuen Bürgermeister, „ne Berufung sollt' er inwendig verspüren“. Der Rezensent ist keineswegs der dummen Meinung, daß auf der Bühne prinzipiell wie im Alltag gesprochen werden müsse und daß Schillers Dramen deshalb verfehlt seien, weil das Volk im „Wilhelm Tell“ in Versen redet. Wo aber die ganze Ausrichtung des Stückes quasi naturalistisch ist, wo zudem die Mundart (wenn auch eine sehr zögernd angedeutete Mundart) den Anschein natürlicher Rede erwecken oder verstärken soll, erscheinen solche Überhöhungen als Stilbruch, oder anders gesagt: bestätigen sie den Willen des Stückes, „ideale“ Zustände als wirklich darzustellen. Es mag fast boshaft erscheinen, wenn nach dieser Kritik etwa gesagt wird: Im ganzen darf man das Stück loben.

Und doch steht Gustav Weißhardts Stück, völlig eingepaßt in die hier charakterisierte, sehr verbreitete Gattung, innerhalb dieser Gattung an oberer Stelle. Der Lehrer, Geistliche, Vereinsleiter, oder wer immer an die Wahl eines Bühnenstücks geht, wird freilich zu prüfen haben, ob diese Gattung in seinem Kreis das Richtige ist.
H. Bausinger

Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Richard Beitzl. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1955. Kröners Taschenausgabe Band 127. X/919 Seiten, 40 Abbildungen, 18 Karten. DM 17.50.

Nachdem Oswald A. Erich, der Mitherausgeber der 1. Auflage (1936) des Wörterbuchs der deutschen Volkskunde, 1946 verstorben ist, trägt nun der österreichische Volkskundler Richard Beitzl allein die Verantwortung für alle Änderungen an der vorliegenden 2. Auflage. Unter diesen Änderungen fällt sofort eine starke Einschränkung der Abbildungen auf. Doch wird dieser Verlust wettgemacht durch zahlreiche, meist dem Atlas der Deutschen Volkskunde entnommene Karten, in denen hauptsächlich die Verbreitung von Bräuchen dargestellt ist. Ein weiterer Gewinn gegenüber der alten Auflage ist durch die Aufnahme vieler neuer Stichwörter erzielt worden. Darunter sind nicht nur solche aus völlig neu erschlossenen Sachgebieten, wie z. B. „Volkskunde der Heimatvertriebenen“, sondern auch Ergänzungen, die früher Versäumtes nachholen; dazu gehören Stichwörter wie Legende, Fabel, Wilde Jagd, Geheimbünde; Beinhaus, Hausmarken und viele andere. Der Herausgeber selbst hat rund 100 Beiträge neu geschrieben. Reiche Literaturangaben zu den einzelnen Stichwörtern vervollständigen die Beiträge, so daß dieses Nachschlagewerk jedem, der darin Hilfe sucht, nicht nur genaue Tatsachen bietet, sondern auch zuverlässiger Wegweiser für weitere eigene Forschungen ist.
Irmgard Hampp

Gottlob Ernst, 6000 Jahre Bauerntum im Oberen Gäu in Verbindung mit Deckenpfanner Chronik.

Das in unserer Zeitschrift wiederholt empfohlene Werk ist nunmehr mit 575 Seiten Umfang abgeschlossen. Die 6. Lieferung enthält die Abschnitte „Unsere Geschlechter“, „Unsere Namen“, „Volkskundliches“, „Zeittafel“, „Flurnamen“; weiter Quellenangaben und ein ausführliches Register für das ganze Buch. Wer auf ähnlichen Gebieten arbeitet und forscht, Gemeinden, die Heimatbücher planen, werden dem gründlichen und ins einzelne gehenden Buch viele Anregungen entnehmen können. Die Leistung des Verfassers als Forscher und das Wagnis, ein so stattliches Buch im Selbstverlag herauszubringen, verdienen höchste Anerkennung.
Schwenkel

50 Jahre Konrad Hornschuch. Im Auftrag von Senator Willy Hornschuch bearbeitet und gestaltet von Hermann Ströle. 1956.

Wir stehen nicht an, diese Jubiläumsschrift der Firma Konrad Hornschuch an dieser Stelle anzuzeigen und allen Heimatfreunden zu empfehlen. Handelt es sich doch dabei um nichts Geringeres als eine neue und sehr moderne Form des „Heimatbuches“. Die Geschichte des Werkes, der Familie des Unternehmers, des Dorfes, von Natur und Landschaft wird als ein Ganzes gesehen, das sich im Gesicht des heutigen Urbach darstellt. Der dem Buch beigegebene Leitsatz „Darinnen leben und weben wir“ ist gerade hierfür bezeichnend. Auch die Orte Weißbach und Hedelfingen, wo sich Zweigbetriebe befinden, werden in die Betrachtung verflochten. In all dem trägt die Schrift die Züge der markanten Persönlichkeit des Ehrensenators der Tübinger Universität Willy Hornschuch, dessen umfassendes, zugleich historisches und aktuelles, Geschichtsbewußtsein darin in Erscheinung tritt.
A. Schabl

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

„Obere Donau“

Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes in Sigmaringen und Inzigkofen

vom 27. Juli bis 3. August 1957

Die Schwäbische Zeitung in Sigmaringen, welche der Tagung große Aufmerksamkeit zuwandte, faßte in einem Bericht ihr Urteil dahin zusammen: Sigmaringen habe das Glück gehabt, in den vergangenen Jahren eine Reihe bedeutender Tagungen betreuen zu dürfen, wobei sich die Veranstalter von verschiedenen Gesichtspunkten aus mit dem Raum um die obere Donau befaßt hätten. Die Veranstaltung des Schwäbischen Heimatbundes aber habe alle die verschiedenen Gesichtspunkte – naturwissenschaftlicher, volkskundlicher, kunst- und kulturgeschichtlicher Art – zusammengefaßt „zu einer großen Zusammenschau, zu einer vielstimmigen Symphonie, in der jedes Instrument bei aller Eigengesetzlichkeit seine enge Beziehung zum Ganzen hatte. Vorträge, Führungen und Studienfahrten ergänzten sich in schönster Weise, und die rund hundert Teilnehmer, die aus dem ganzen Schwabenland nach Sigmaringen kamen, erlebten in einer von sommerlichem Wetter begünstigten Woche in tiefer Freude diese Symphonie“. Dieses Urteil machte die Öffentlichkeit mit dem Kernanliegen des Bundes bekannt: in einem Zeitalter notwendigerweise spezialwissenschaftlicher Bestrebungen die Verbindung zwischen den einzelnen Sonderfächern herzustellen, den Blick zu weiten für die natürliche und geistige Gesamtgestalt einer Landschaft und mit so verstandener „Heimatkunde“ zugleich einen Beitrag zu leisten für eine möglichst vielseitige und ganzheitliche Bildung des Menschen sowohl nach seinen intellektuellen als auch ästhetischen und moralischen Eigenschaften. Dies geschah durch die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse, künstlerischer Erlebnisse und die Führung eines, manche Anpassung erfordernden, gemeinsamen Lebens als äußere Form innerer Übereinstimmung. Wenn die eingangs genannte „Symphonie“, wie die Schwäbische Zeitung weiter schrieb, „einen vollen, tiefen Klang“ hatte, so ist dies vor allem das Verdienst der beiden Hauptmitwirkenden Willy Baur und Walther Genzmer, dazu des Fürstlich Hohenzollerischen Archivrats Dr. Johannes Maier, des Hauptkonservators Dr. A. Rieth sowie von Dr. A. Schahl. Dankbar darf auch der mit-

wirkenden Künstler, Hertha Genzmer und Fritz Behn gedacht werden, ebenso der freiwilligen organisatorischen Helfer, der Herren Frank und Rieffel-Miller. Ganz besonderer Dank aber gebührt dem Leiter des Volkshochschulheimes Inzigkofen, Dr. Koblitz, der die Voraussetzung für ein gemeinsames Leben geschaffen hatte, indem er sein Haus mit allen Einrichtungen dem Schwäbischen Heimatbund vorbehaltlos zur Verfügung stellte. Da die Veranstaltungen wechselweise in Sigmaringen und Inzigkofen stattfanden, war zwischen beiden Orten ein Pendelverkehr eingerichtet worden, den der Kreis-Autobetrieb vorbildlich bediente, welchem auch die Durchführung der Fahrten oblag.

Würdiger Auftakt der Veranstaltung war der Eröffnungsabend in der Portugiesischen Galerie des Fürstl. Hohenzollerischen Schlosses Sigmaringen, den der Vorsitzende des Bundes, Dr. W. Kohlhaas, leitete. Er sprach, nebst dem Willkommen an die Freunde, den – aus aller Herzen kommenden – Dank an S. Kgl. Hoheit Fürst Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen aus, der sein Haus gastlich geöffnet und damit sinnvoll zum Ausdruck gebracht hatte, daß er die Tradition seines Vaters, Fürst Wilhelm, fortzusetzen gesonnen sei, der als Mitgründer des Bundes für Heimatschutz und Freund von Naturschutz und Landschaftspflege in allen hieran teilnehmenden Kreisen unvergessen ist. Zum Zeichen dankbaren Gedenkens hatte der Vorsitzende, zusammen mit Willy Baur und Walther Genzmer, am Nachmittag des Eröffnungstages am Denkmal des Fürsten Wilhelm in Inzigkofen einen Kranz niedergelegt. Im Anschluß an die Worte der Begrüßung und des Dankes seitens des Vorsitzenden hatte S. Kgl. Hoheit Fürst Friedrich die Freundlichkeit, das Wort an die Versammelten zu richten. Er begrüßte sie herzlich als Vertreter all derer, welche die Heimat als Vater- und Mutterhaus unseres Volkes zu ehren gewillt seien, und gab dem Wunsche Ausdruck, daß sie in diesem Sinne eine große Familie bilden möchten. Für diese Familie habe er gerne einen „familiären Raum“ zur Verfügung

gestellt. Er schloß mit dem warmen Ausdruck der Hoffnung eines recht guten Gelingens allen Vorhabens. Bürgermeister Franz Schiek von Sigmaringen bewillkommnete die Teilnehmer namens der Stadt und des Herrn Landrats, indem er an die Worte Nietzsches erinnerte: „Wehe dem, der keine Heimat hat!“ und auf die darin beschlossene Aufgabe der Heimatvereinigungen hinwies, die Herzen der Menschen für den Heimatgedanken zu öffnen und diesen insbesondere den äußerlich und innerlich Heimatlosen zu vermitteln.

Willy Baur gab in seinem anschließenden Vortrag über „Land und Leute um die obere Donau“ nicht nur, an Hand von glänzenden Farbaufnahmen, einen Vorgesmack der kommenden Herrlichkeiten, er scheute sich auch nicht, der Liebe zu seiner Heimat einen von warmem Gefühl getragenen, starken Ausdruck zu verleihen. Dazu führte er einiges Grundsätzliche von Bedeutung aus: „Unser Verhältnis zu unserer heimischen Landschaft wie zu unserem Leben ist heute leider zu stark und zu ausschließlich vom Verstand und Intellekt her bestimmt. Dabei übersehen wir allzugern, daß jeder Eindruck von Gefühl und Empfindung her bestimmt und erst durch Wissen und Kenntnis zu dem gesteigert wird, was schließlich den höchsten und letzten Wert darstellt: nämlich dem Erlebnis. Über den tausenden von Bäumen haben wir die Fähigkeit verloren, den Wald zu sehen. Wir trauen uns nicht mehr die Unterscheidung von echtem und falschem Gefühl, echter und falscher Romantik zu. Vor falscher Romantik verzweifeln wir auch an der echten Romantik. Gediegenes Wissen ist nicht das Letzte, sondern das Erste.“ Im folgenden zeigte Willy Baur die Grundlinien der erdgeschichtlichen sowie vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung auf. Ausführlich ging er sodann, hinsichtlich des Mittelalters, auf die Bedeutung des Laucherttals mit dem Sitz der Grafen von Veringen aus dem Stamm der Grafen von Althausen und die Städtekette dieses Tales ein, deutete ferner die spät- und hochmittelalterliche Entwicklung an, die von Hochadelsgeschlechtern wie den Werdenberg, Zimmern und Waldburg, vor allem aber den Zollern getragen wurde. Die Zollern standen, infolge der Habsburger Lehnshoheit über Sigmaringen, das 1534 an die Zollern kommt, in steter und enger Verbindung mit Österreich; 1576 erfolgte die Teilung in die Linien Sigmaringen, Hechingen und Haigerloch (1601 erloschen). 1849 wurden die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen an Preußen abgetreten. Die Stadt Sigmaringen selbst wurde als „Sonntagskind“ der Hohenzollerischen Lande gerühmt; sie nahm nicht an der Entwicklung anderer Städte ihrer Art teil, sondern blieb bis in die Gegenwart hinein die Zollerische Residenzstadt, aus der Fürst Karl, vor allem aber dessen Sohn Karl Anton, einen Kulturmittelpunkt ersten Ranges machten. Eine Ergänzung dieser Ausführungen bildete übrigens der, deshalb schon hier genannte, Vortrag „Sigmaringer Humor“, den Willy

Baur am Schlußabend hielt, wobei die Bauernkapelle der Stadtkapelle Sigmaringen mitwirkte. Es wurde dabei deutlich, daß der Sigmaringer Humor aus der Entspannung der gerade in einer Stadt vom Gepräge Sigmaringens naturgemäß gegebenen Gegensätze innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges lebte und lebt. Hier, wie auch bei den Fahrten und Führungen, bewährte sich Willy Baur pädagogisches Talent: das, was er zu sagen hatte, in der leicht zugänglichen Form der witzigen Anekdote vorzutragen. Zusammen mit Walther Genzmers Art, sein exaktes Wissen in fast unauffälliger, persönlich ganz anspruchsloser, bescheidener Form an den Mann zu bringen, gab dies der Tagung einen freundlichen, guten Klang.

Am Nachmittag fuhr man in's Bittelschießer Täle, wo angesichts des Lauchertdurchbruches, der Drachenhöhle und der Bittelschießer Kapelle, die sich an der Stelle einer Burg der Herren von Hornstein erhebt, der Samen aufging, den Willy Baur mit seinen Worten über Gefühl, Empfindung, Erlebnis und Romantik ausgestreut hatte. Einen für viele unerwarteten Kunstgenuß brachte der Besuch der Pfarrkirche Bingen, wo Pfarrer Heribert Zimmermann begrüßte. Walther Genzmer, unter dessen Leitung die Kirche in verjüngter Gestalt erstand, erläuterte die dort befindlichen Reste eines Flügelaltars der Ulmer Schule mit Tafeln von B. Zeitblom und Schnitzfiguren von Jörg Syrlin d. J., dazu ein Tafelgemälde der Beweinung Christi von M. Schaffner.

Am Montag erfolgte die erste große Begegnung mit der Landschaft um die obere Donau: die Einfahrt in's Donautal mit seinen weiten Talschleifen, schroffen Felsstürzen, ragenden Burgen. Vom Lenzenfelsen unweit von Kreenheinstetten aus genossen die Teilnehmer das überwältigende Gesamtbild in vollen Zügen. In Kreenheinstetten wurde des Ulrich Mägerle, alias Abraham a Santa Clara, gedacht. Die Burg Wildenstein lernte man nicht nur als Feste aus der Zeit der ersten Feuerwaffen, sondern auch als Geschichtsdenkmal der Herren von Zimmern kennen, wobei Willy Baur durch Zitate aus der Zimmern'schen Chronik seinen Darlegungen Fülle und Leben gab. Mit guter Sicht auf Schloß Bronnen ging es hinab nach Beuron, wo Walther Genzmer durch die 1732–1738 von dem Rottweiler Baumeister Matthäus Scharpf errichtete Klosterkirche führte, die unter P. Desiderius Lenz im Stile der Beuroner Schule umgearbeitet worden war, nun aber, dank dem Verständnis des Erzabtes Benedikt Baur und den Bemühungen des Führenden, in der alten barocken Pracht erstrahlt. Mit besonderer Dankbarkeit gewahrten die Teilnehmer an diesem Ort die segensreichen Folgen der Tätigkeit von Walther Genzmer als Landeskonservator von Hohenzollern, dem es zu verdanken ist, daß es im Hohenzollerischen so gut wie keine Kirche und Kapelle von Bedeutung mehr gibt, die nicht, nach Möglichkeit, von Entstellungen befreit und in ihrer alten Schönheit

wiederhergestellt worden wäre. Hier, in Beuron, wartete auf die Teilnehmer ein besonderes Erlebnis: eine „Geistliche Musik mit neuer deutscher Psalmodie“, ausgeführt von Patres und Rottweiler Sängerknaben mit P. Corbinian Gindele, als Komponist, an der Orgel. Zur Einführung hielt P. Corbinian Gindele im Saal des „Pelikan“ einen Vortrag über „Die Bemühungen Beurons um den Kult“. An dessen Anfang stellte er das Wort: „Wer singt, der betet doppelt“, worin das benediktinische „ora et labora“ einen neuen Sinn erfährt. So ist der Gesang ein unlösbarer Bestandteil des „opus dei“. Das Wort „opus dei nihil praeponatur“ (Gottesdienst geht vor allem) schließt die Pflege des Gesanges ein. Seinen musikalischen Ausdruck findet das frühbenediktinische opus dei im Gregorianischen Choral. Es ist darum kein Zufall, daß die Erneuerung des Kultes in neuerer Zeit weg von den Barockformen und hin zum Gregorianischen Choral führte. In Psalmengesang und Lesegottesdienst wurde, im ursprünglichen Geist, eine Hörform geschaffen, die in der Öffentlichkeit bestehen kann. Die „Beuroner Schule“ erstreckt sich also nicht nur

auf das Gebiet der bildenden Kunst, sondern auch auf das der Musik, übrigens auch, wie der literarische Abend zeigte, auf die Dichtung. Die Entwicklung vollzog sich in mehreren Stufen. Unter Abt B. Sauter und P. Ambrosius Kienle pflegte man ein pneumatisches Singen, ohne recht Bescheid um die Gesetze Gregorianischen Singens zu wissen. Nach einer Zeit klärenden französischen Einflusses erfolgte unter dem Schubertfreund P. Dominikus Johnner eine Annäherung an die Romantik. Heute möchte man los von falschem romantischem Empfinden, ohne darum an Wärme zu verlieren. Die Gregorianischen Chöre sind zwar nach ihrem melodischen Verlauf entdeckt, nicht völlig geklärt aber nach ihrem metrisch rhythmischen Gefüge. Hier setzt, wenn wir richtig sehen, P. Corbinian Gindele als Komponist ein. Von der alten fünftönigen Melodik ausgehend, gelangt er zu eigenen neuzeitlichen Rhythmisierungen. Dies wurde nicht zuletzt durch einen Vergleich mit alten Schallplatten französischer und deutscher Gregorianischer Choräle deutlich. In der Geistlichen Musik selbst wurden, unter der Mitwirkung der Teilnehmer, von P. Corbinian Gindele verfaßte Antiphonen mit den Psalmen 39, 41 und 50 gesungen.

Requiem in Beuron

Hans Schwenkel zum Gedächtnis

Wir sind nur Glieder einer Kette
Vom Ursprung in die Ewigkeit,
Was nun und nimmer Dauer hätte,
Fügt sich, unendlich eingereiht.

Ein Bruder schläft im Kerzenschimmer –
Wir wissen seinen Namen nicht –
Die Mönche singen wie eh und immer,
Wenn einer Abschied nahm vom Licht,

Vom Glanz dieser Erde, von Tälern und Höhn,
Von leuchtenden Bergen und schimmernden Seen,
Von Bäumen und Blumen, von Farben und Duft,
Von der so berauschend zu atmenden Luft.

Nur kurz sind unsre Menschenjahre,
Nicht einer faßt den Reichtum ganz,
Und rings um jede Totenbahre
Blüht neues Leben Kranz bei Kranz,

Um überschäumend zu verschwenden,
Bis sich der Tag zum Abend neigt,
Um still sich selber zu vollenden
Einmündend in die Ewigkeit.

Hilde Dietz

Über die „Erneuerung der religiösen Kunst durch Beuron“ sprach P. Ansgar Dreher. Er wertete ihre Haltung gegenüber der zur Verweltlichung neigenden Kunst des Spätbarock positiv, konnte jedoch nicht umhin festzustellen, daß sie „einem Ressentiment gegen die Fülle der Welt“ entsprungen und somit ihrer Art nach doch negativ sei. Am Beispiel Gauguins lenkte er die Aufmerksamkeit auf eine zwar heidnische, der Form nach aber echte Kunst. Er wünschte der modernen, christlichen und kirchlichen Kunst, daß sie ihren anderen Gehalt in gleich echter Weise bekunde. In Carl Caspar dürfe man einen Maler erblicken, der in diesem Sinne aus dem Geiste Beurons geschaffen, sich aber dabei der Sprache des Menschen unserer Zeit bedient habe.

Vom Knopfmacherfelsen aus bot sich schließlich noch ein schöner Blick auf Beuron. Über das Naturschutzgebiet Irrendorfer Hardt wurde die Heimfahrt angetreten.

Am Dienstag folgte der erste Teil des Lichtbildervortrages von Walther Genzmer „Architektur, Malerei und Plastik an der oberen Donau“, in dem die Zuhörer mit den großen kunstgeschichtlichen Zusammenhängen in Hohenzollern vertraut gemacht wurden. Wir verweisen hinsichtlich aller Einzelheiten auf das 1955 im Deutschen Kunstverlag erschienene Werk des Vortragenden „Hohenzollern“ (Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner) und die Besprechung desselben in Heft 2/1956 der „Schwäbischen Heimat“.

Über „Fürstenburgen und Fürstengräber der späten Hallstattzeit“ sprach sodann Landeskonservator Dr. A. Rieth. Er ging einleitend zentral auf die Beantwortung der „Keltenfrage“ aus. Wieso, so würde diese Frage an unsere Verhältnisse angepaßt lauten, wieso

kann man den Begriff der späten Hallstattzeit und den der frühen Keltenzeit zusammenbringen? Deshalb, weil die Kelten nach Herodot am Ister (der oberen Donau) zu Hause sind, sich somit ihre Kultur aus der Hallstattkultur heraus und in die La Tène-Kultur hinein entwickelt. Dabei sind viele Abschattierungen möglich, welche auf die verschiedenen Einflüsse, denen die Kelten offen standen, zurückzuführen sind und zu so bezeichnenden Erscheinungen führen können wie den Funden einer attischen Schale (470–60), griechischer Scherben entsprechender Zeiten oder von arabischem Räucherharz. An Hand von Funden aus südwestdeutschen Fürsten-Grabhügeln und Fürstenburgen gab der Vortragende einen Überblick über die Formen der künstlerischen Kultur bzw. des Kunstgewerbes der Kelten, angefangen von den Tongefäßen und Fibeln (Gewand-Schmucknadeln) mit ihren stark geschweiften und gewulsteten La Tène-Profilen über die Waffen, Streitwagenbestandteile und Schmuckgegenstände bis zu solchen Kostbarkeiten wie dem goldenen Sieblöffelchen von der Heuneburg, das in einer Kopie gezeigt wurde. Ausführlich wurde diese Burg, an deren Ausgrabung der Vortragende maßgeblich beteiligt ist, besprochen. Besondere Aufmerksamkeit wurde dabei derjenigen der vier Ringmauern gewidmet, die über einem Quadersteinsockel einen Oberbau aus luftgetrockneten Ziegelsteinen besaß, somit eine Technik aufweist, wie wir sie sonst nur in Griechenland und in Süditalien antreffen. Die abschließende Betrachtung der überaus prächtigen Grabbeigaben eines Fürstengrabes bei Vix (Châlons sur Seine) gab den Anwesenden einen starken Eindruck von der in der Antike verwurzelten, dabei aber doch sehr eigen geprägten künstlerischen Kultur der Kelten.

Am Nachmittag fanden Führungen durch die Stadt Sigmaringen mit Willy Baur und Walther Genzmer statt, während Kustos Dr. Kaufhold durch das Fürstlich Hohenzollerische Landesmuseum im Schloß mit seinen kostbaren Schätzen, vor allem an spätgotischen Plastiken und Tafelgemälden, führte.

„Dichtung und Dichter um die obere Donau“ nannte sich der literarische Abend des gleichen Tages, dessen Leitung Dr. A. Schahl hatte, wobei Frau Hertha Genzmer – ausgezeichnet mit dem Goethe-Preis – als Rezipientin, dazu Wilhelm Kutter und Willy Baur mitwirkten; Walther Genzmer begleitete den Flötisten Fritz Behn aus Tübingen auf dem Cembalo (J. S. Bach, J. W. Gluck, Leonardo Vinci, Harald Genzmer). Absicht war, die Dichter im Land um die obere Donau sowie die Dichtung über das Land um die obere Donau zum Wort kommen zu lassen. Damit ergab sich wie von selbst eine Gliederung in zwei Abschnitte, die man, mit der Schiller'schen Terminologie, „naive“ und „sentimentalische“ Dichtung hätte überschreiben können. Im ersten Teil hörte man des Ausonius Huldigungslied auf Bissula, das Annolied, das den mons Suevus besingt,

den wir in Beuronen Annalen und anderen Quellen dem Bussen gleichgesetzt finden, ferner Hugo von Werenwag mit seinen farbigen Minneliedern, „Renaissancedichtung“ aus der Zimmern'schen Chronik, den barocken Abraham a Santa Clara, Sebastian Sailers Huldigungskantate auf Marie Antoinette, die auf der „Dauphinéestraße“ die oberschwäbischen Lande durchzog und in Marchtal nächtigte, C. B. Weitzmanns Parodien auf die Munderkinger, Michel Bucks herrliches Gedicht „Sonnenaufgang“. Der zweite Teil wollte „Heimat im Spiegel der Dichtung“ geben, also erleben lassen, wie die Dichter des 19.–20. Jahrhunderts in Natur und Landschaft, Volkstum und Geschichte Heimat mehr schauen als sehen und sich darin ihr Heimerlebnis verdichtet. Wer etwa wird in dieser Hinsicht Hansjakobs schwermütige Rede auf einen Markstein bei Kettenacker vergessen? Ein besonderer Abschnitt galt Mörike und seinen Aufenthalten in Scheer, Plümmern und Zwiefalten sowie seinen Donaugedichten und dem Lied auf das Schulmeisters-töchterlein in Scheer „Josephine“. Auch sein Freund Karl Mayer war zu hören. Und dann folgte die ganze Reihe neuzeitlicher „Heimatlidung“ im weitesten Sinne des Wortes: H. E. Busse, A. Gabele, M. Rieple, Joh. Schmid, R. Schneider, W. Kutter, Ernst Baur. Mit Willy Baur's ergötlichem „Markusbock“ schloß die Folge, in der auch des kauzigen Anton Schlude aus Hausen a. d. D. und der literarischen Beuronen Schule um P. Ansgar Pöhlmanns Zeitschrift „Gottesminne“ gedacht worden war.

Die ganztägige Fahrt des Mittwoch führte zunächst nach dem wenig bekannten Scheer, dessen Schloß und Kirche unter Führung von Willy Baur und Walther Genzmer besichtigt wurden, wobei der wundervolle Kirchenschatz mit seinen herrlichen Büstenreliquiaren, einem reizenden Korbreliquiar der Renaissance, Monstranzen und anderen Kostbarkeiten zu sehen war. Auf der Heuneburg und dem wiederhergestellten Fürstengrabhügel Hochmichele führte Landeskonservator Dr. A. Rieth in lebendiger Weise. Im ehemaligen Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal wurden von ihm sodann die jüngsten Erneuerungsarbeiten gewürdigt, die vor allem den Wandgemälden des Meisters von Meßkirch zum Vorteil gereichten. Dr. A. Schahl legte den Teilnehmern das Andachtsbild der Christus-Johannes-Gruppe als Denkmal der persönlichen Frömmigkeit des Zeitalters der Mystik aus und stellte diese in die Zusammenhänge der Gruppen ähnlicher Art sowie der Plastik des Seegebietes. Er führte auch in Neufra und Ertingen. Die Ertinger Kapelle der Brüder Hans und Martin Schneider von Baach überraschte die Teilnehmer als ein Raum, der, bei aller Bescheidenheit des Umfangs, in Grundriß und Aufbau die gestaltenden Grundideen des Barock verrät. In Neufra wurde die spätgotische Pfarrkirche als Saalbau mit eingezogenen Wandpfeilern – im Hinblick auf das spätere Vorarlberger Schema des Frühbarock – eingehend gewürdigt und die prach-

vollen Renaissancegrabdenkmäler nach Form, Gehalt und künstlerischer Herkunft erörtert. Vom Turm der Burgruine auf dem Bussen sah man weit hinaus in das oberschwäbische Land; der Bedeutung des Berges in Sage und Geschichte wurde gedacht.

Nach dem zweiten Teil des kunstgeschichtlichen Vortrags von Walther Genzmer folgte am Donnerstag der Lichtbildervortrag „Kulturpflege an den Hohenzollerischen Höfen vom 16. bis 19. Jahrhundert“ von Dr. Johannes Maier, Fürstl. Hohenzollerischem Archivrat. Es war besonders dankenswert, daß der Vortragende dabei auf die hohe Musikkultur am Hofe Karl II. von Zollern-Sigmaringen ausführlich einging. Auch dem *genius loci* wurde gehuldigt: über Inzigkofen ist eine vierbändige Chronik vorhanden, der wir die ältesten Nachrichten über kirchliche Mehrstimmigkeit entnehmen können. Die Motetten und Jubilamina zu Weihnachten wurden mit zwei Stimmen gesungen. Nachdem 1590 Georg Fugger dem Kloster eine Orgel verehrt hatte, veranlaßte die Äbtissin Amalia von Zollern, eine Schwester Karl II., daß 1596 einigen Nonnen das Orgelspiel gelehrt wurde, wobei der Kapellmeister von Sigmaringen, Melchior Schwan aus Schlesien, Lehrmeister war. 1598 schlug eine Nonne, als erste Probe, die Orgel zum Amt. „Es ist das Kind sauer und hart genug ankommen“, wird uns darüber gemeldet. Amalia sorgte auch für die Unterweisung in Choral- und Figuralmusik durch Melchior Schwan. Die Blütezeit der Kapelle währte bis 1609, wobei eine ganze Reihe namhafter Kapellmeister in Erscheinung treten, darunter Orlando di Lasso's beide Söhne. Die berühmten Bußpsalmen Orlando di Lasso's sind den Hechinger Grafen gewidmet, wo unter Eitel Friedrich IV. eine ähnliche Blüte musikalischen Lebens festzustellen ist. In der Hechinger Kantorei wirkten niederländische Singknaben und Instrumentalisten. Leider ist das gesamte Musikmaterial im Dreißigjährigen Krieg verloren gegangen. Der 1623 gefürstete Graf Johannes erließ 1618 eine Kirchenordnung, wonach in Sigmaringen im Kult mehrstimmiger Gesang Anwendung fand. Aus der Spätzeit ist Karl Friedrich (1769–85) als musikalischer Schöngest zu nennen. Schon als Leutnant des Schwäbischen Kreises unterhielt er eine Musikkapelle, die instrumentale Werke aus der Mannheimer Schule aufführte. An der Orgelmusik zeigte er sich besonders interessiert. Im weiteren Ablauf tritt das Theaterleben in den Vordergrund. Weithin unbekannt dürfte die zwölfjährige Tätigkeit des amerikanischen Freiheitsgenerals Friedrich Wilhelm von Steuben als Hechinger Hofmarschall und Theaterintendant sein; sogar Lustspielskizzen von seiner Hand haben sich erhalten, dazu 200 Originalbriefe. Fürst Anton Aloys gründete 1827 das Sigmaringer Hoftheater, in dem die Standardwerke des deutschen Schauspiels und der Oper aufgeführt wurden. Eine neue Blüte dieses Theaters ist zur Zeit des Fürsten Karl Anton unter der Direktion des Freiherrn von Stengel zu vermerken. Er-

innert wurde auch an Hechingers Ruf als „orphisches Hechingen“ unter Erbprinz Wilhelm Constantin, der 1836 zur Regierung gelangte. Damit brach die letzte große Blüte der Hechinger musikalischen Hofkultur an. Kammermusik Wichtl gründete 1836 den Musikverein. Unter den musikalischen Persönlichkeiten, die damals in Hechingen gastierten, treffen wir Hector Berlioz und Franz Liszt. Auch über die Tätigkeit des Sigmaringer und des Hechinger Hofes auf dem Gebiet der bildenden Kunst hörte man viel Neues und Wichtiges. Wer etwa bedenkt, daß der Hechinger Hof unter Fürst Josef Wilhelm trotz Verschuldung d'Ixnards 1783 geweihte Pfarrkirche um 68 140 fl erbauen ließ?! Auch an den Fürst Josef Friedrich, den Bauherrn der Annakapelle Haigerloch und der umgebauten Josephskapelle Sigmaringen sowie der umgebauten Schloßkirche Haigerloch wurde mit Recht erinnert; er kann sich durchaus mit den großen weltlichen und geistlichen Auftraggebern der Barockkunst messen.

Am Nachmittag fuhr man bei herrlichstem Wetter nach Süden. Walther Genzmer hatte dafür gesorgt, daß die unter seiner Leitung umgestalteten Räume des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Wald, heute der Heimschule St. Lioba, besichtigt werden konnten; er führte auch durch die ehemalige Klosterkirche und die Stadtpfarrkirche von Meßkirch, ebenso durch die Stadt Pfullendorf. Für den Besuch des Guggenbühls war man Willy Baur besonders dankbar. Eröffnete sich doch von dort aus ein umfassender Blick auf die nordwestliche Bodenseelandschaft und den Hegau. Auch am anderen Tag hatte Willy Baur mit dem Wasserturm von Inneringen auf der Alb einen selten besuchten Aussichtspunkt mit weitem Rundblick, sogar auf Roßberg und Bussen, gewählt. Im übrigen galt diese Fahrt dem Laucherttal mit seinen unter Walther Genzmer makellos erneuerten Kirchen und Kapellen, dazu dem Schloß Gammertingen, der Klosterkirche Mariaberg und der Stadt Trochtelfingen. Die Fahrt des Samstagvormittag bedeutete Nachspiel und Ausklang: noch einmal führte der Weg durch das geliebte Donautal, und in Beuron wurde das Hochamt besucht.

So schloß diese Tagung, welche die Öffentlichkeit in einem vom Schwäbischen Heimatbund bisher wenig besuchten Raum mit ihm und seiner Arbeit vertraut machte. Daß dies in vollem Umfang geschehen konnte, war vor allem das Verdienst der Presse, insonderheit der Schwäbischen Zeitung, ferner der Südwestdeutschen Heimatpost des Süddeutschen Rundfunks unter Leitung von Wilhelm Kutter mit Gertrud Fröhlich, die in ihrem roten Aufnahmewagen unermüdlich hinter den Omnibussen einherrollten und mit ihrem Mikrophon überall zur Stelle waren. Das Manuskript des Hörberichtes vom 5. August steht in begrenzter Zahl zur Verfügung und kann Teilnehmern auf Wunsch kostenlos zugestellt werden.

VERANSTALTUNGEN IM WINTERHALBJAHR 1957/58

Auch im bevorstehenden Winterhalbjahr führt der Schwäbische Heimatbund in Stadt und Land eine Reihe von Veranstaltungen durch, zu denen wir unsere Mitglieder und Freunde herzlich einladen. Die Stuttgarter Vorträge, künstlerischen Darbietungen, Fahrten und Führungen werden unten angezeigt; im übrigen ergehen Einladungen durch die Tagespresse und auf dem Weg von Vervielfältigungen. Um einen Unkostenbeitrag wird gebeten, Richtsatz für Mitglieder –50 DM, für Nichtmitglieder 1.– DM; als Mitglieder gelten auch Familienangehörige, nicht aber weiter Verwandte oder Bekannte.

Heimatmuseum Kirchheim u. T.

Führung: Studienrat O. Lau

Samstag, 9. November 1957, 13.30: Die nachmittägliche Omnibusfahrt gilt dem Besuch des schönen Heimatmuseums Kirchheim u. T., das in Heft 4/1954 der „Schwäbischen Heimat“ ausführlich gewürdigt wurde. Nach einer Kaffeepause folgt ein Stadtrundgang mit Besichtigung der Stadtpfarrkirche. Rückkunft gegen 18.30. Die Führung hat der Leiter des Heimatmuseums und beste Kenner der Stadtgeschichte von Kirchheim Studienrat O. Lau übernommen. Anmeldung erforderlich. Teilnehmergebühr, einschließlich Eintritt 3.50 DM.

Die großen Freskomalereien des schwäbischen Barock

*Farblichtbildervortrag
von Pfarrer Georg Bischof aus Steinhausen*

Freitag, 15. November 1957, 19.30, Aula der Staatsbauschule: Pfarrer Georg Bischof von Steinhausen ist unseren Mitgliedern wohl bekannt durch seine mit ausgezeichneten eigenen Farbaufnahmen ausgestatteten Vorträge über die Kirchen des oberschwäbischen Barock sowie über Dominikus Zimmermann. In seiner Farblichtbilderreihe über die großen Deckenmalereien des Barock hat Pfarrer Georg Bischof die Schönheiten dieser Malereien neu entdeckt und deren Erlebnis einem weiteren Kreise zugänglich gemacht. Darüber hinaus werden wir, über die Malereien, mit dem ekstatischen, mystischen und visionären Geist des Barock vertraut gemacht, erfahren viel Unbekanntes über die dargestellten Themen und lernen die Meister kennen, die sie schufen.

Stuttgarter Architekten und ihre Kirchen

1. Teil

Leitung: Prof. R. Lempp

Samstag, 30. November 1957, 13.30: In Form einer nachmittäglichen Rundfahrt sollen unsere Mitglieder mit den Kirchen der Architekten Hans und Jörg Herkommer in Stuttgart-Weilimdorf/Giebel und Kornwestheim sowie Prof. Tiedje vertraut gemacht werden. Dabei führen die Herren Prof. Tiedje und Jörg Herkommer; die Leitung hat Prof. R. Lempp. Anmeldung erforderlich. Teilnehmergebühr 2.50 DM.

Biberach — Stadt der schönen Künste

Leitung: Erhard Bruder

Mitwirkende:

Streichorchester des Musikvereins Stadtkapelle Biberach,

Leitung: Wolfgang Linder.

Frl. Mühlshlegel (Sopran) und Frau M. Maerz (Alt)

1. Justin Heinrich Knecht, Ouvertüre zu der Oper „Feodora“.
2. „Ein Gang durch die Geschichte der freien Reichsstadt Biberach“.
3. Justin Heinrich Knecht, Zwiegesang der Mirjam und der Deborah aus dem 10. Gesang des „Messias“ von Klopstock.
4. „Biberach im Farblichtbild“.
5. Biberacher Pastorale.
6. „Die Musik- und Theaterstadt Biberach“.
7. Justin Heinrich Knecht, Natursymphonie G-Dur.

Samstag, 18. Januar 1958, 19.30 im Wanner-Saal des Lindenmuseums.

Das Landschaftsbild und seine Verunstaltung

Lichtbildervortrag von Hauptkonservator Dr. Rathfelder

Freitag, 31. Januar 1958, 19.30, Saal der TWS (Lautenschlagerstraße 21): In der gegenwärtigen Auseinandersetzung zwischen ideellen und materiellen Entwick-

lungstendenzen und der damit verbundenen Verschiebung von überlieferten Wertmaßstäben will der Vortrag einige Möglichkeiten und die Bedeutung der praktischen Naturschutzarbeit an Hand von Beispielen aus dem schwäbischen Raum aufzeigen. Vorstandsmitglied Dr. Rathfelder ist als Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz in Nordwürttemberg für die Erörterung der damit verbundenen Fragen in besonderer Weise geeignet.

Neues Volkstum im Werden

Aufgaben der Volkskunde, wie sie die Gegenwart stellt.

Vortrag von Prof. Dr. H. Dölker

Freitag, 21. Februar 1958, 19.30, Saal der TWS (Lautenschlagerstraße 21): Der Leiter der Württ. Landesstelle für Volkskunde und des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, Vorstandsmitglied Prof. Dr. Dölker, wird dabei zeigen, daß es der Volkskunde nicht nur darum geht, die Kräfte zu erkennen, welche einst „Volk“ bildeten. Volkskunde wird ebenso aufmerksam allen Vorgängen im Leben der Gegenwart gegenüber stehen, welche Form und Inhalt des heutigen Alltags bestimmen und sie auf Fortbildung von Volk und Volkstum prüfen.

Stuttgarter Architekten und ihre Kirchen 2. Teil

Leitung: Prof. R. Lempp

Samstag, 1. März 1958, 13.30: Diese Rundfahrt stellt die Ergänzung der ähnlichen Fahrt vom 30. November dar. Es werden die Architekten E. Rohrberg und E. Zinsmeister ihre Kirchen, u. a. auch im Rotweggebiet, erläutern. Teilnehmergebühr 2.- DM.

Neu entdeckte Wandmalereien des Mittelalters in Württemberg

Lichtbildervortrag

von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden

Freitag, 7. März 1958, 19.30 in der Aula der Staatsbauschule: In den letzten Jahren ist unter Leitung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, welchem Vorstandsmitglied Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden angehört, eine Reihe von Wandmalereien freigelegt worden, die unsere Kenntnis der Kunst des Mittelalters in Schwaben und Franken bedeutend erweitert. Der Vor-

tragende wird an Hand von guten Lichtbildern eine lebendige Vorstellung von denselben vermitteln und sie zugleich in ihre kunstgeschichtlichen Zusammenhänge einordnen.

Württembergische Verfassungskämpfe im Zeitalter Herzog Ulrichs

Vortrag von Oberarchivrat Dr. W. Grube

zum 500jährigen Bestehen des württembergischen Landtags 1457-1957

in Gemeinschaft mit dem Württ. Geschichts- und Altertumsverein

Freitag, 14. März 1958, 19.30, Aula der Staatsbauschule.

Der Hoppenlaufriedhof

Führung von Stadtoberinspektor H. Ziegler

Samstag, 15. März 1958, 14.15 ab Eingang Hoppenlaufriedhof (Holzgartenstraße, neben dem Max Kade-Haus). Der Führende ist unseren Mitgliedern durch seinen kenntnisreichen Aufsatz über den Hoppenlaufriedhof in Heft 5/1957 der „Schwäbischen Heimat“ bekannt. Er wird an Ort und Stelle die familien- und kulturgeschichtlich bedeutenden Grabdenkmale des Friedhofes besprechen, ebenso seine Anlage und Geschichte.

Nürtingen: einst und jetzt

Führung von Eberhard Benz

Samstag, 29. März 1958, 13.30: Wer den Wunsch hat, das Gesicht von Nürtingen als altwürttembergische Land- und Amtsstadt sowie als Stadt der Industrie und Bade- stadt kennenzulernen, der möge an dieser kleinen Fahrt teilnehmen. Der Rundgang durch die Stadt wird durch den Besuch des Spitalkellers, der Stadthalle, der spätgotischen Stadtpfarrkirche und einen Spaziergang auf den Ersberg und den Waldfriedhof ergänzt werden. Rückkunft gegen 20.30. Anmeldung erforderlich. Teilnehmergebühr 3.50 DM.

Geselliges Zusammensein

Wie immer bringen wir am Schluß des Winterhalbjahrs, zugleich als Auftakt für die Fahrten des bevorstehenden Sommerhalbjahrs ein geselliges Zusammensein, das mit einem Preisraten verbunden ist, wobei als Preise Freifahrten und Bücher ausgesetzt sind. Ort und Zeit werden rechtzeitig bekanntgegeben.